Sezession



43

August 2011
10 EURO
ISSN 1611–5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

9. Jahrgang, August 2011,
Heft 43

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Versandkosten. Wer *Sezession* für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten für einen Kurzbeitrag 8 500, für einen Grundlagenbeitrag 14 500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Motiv der Titelseite: In den Masten, Holzschnitt von Frans Masereel, 1958

In der Mitte des Heftes finden Sie eine kleine Dokumentation der Debatte um Erik Lehnert (IfS) und Martin Böcker *(Campus)*.

Informationen zu den Autoren in diesem Heft auf Seite 15

Editorial

von Karlheinz Weißmann

Sicher haben dieser Tage einige Menschen mit ihrer Verwunderung zu kämpfen: die Präsidentin der Bundeswehr-Universität München, Merith Niehuss, Leute im Verteidigungsministerium, vielleicht sogar Thomas de Maizière persönlich, dann Redakteure diverser Zeitungen, schließlich noch ein Nachzügler aus den Reihen der SPD-Parlamentarier. Der Grund dafür ist das Scheitern einer Kampagne, an deren Beginn es nur gegen Erik Lehnert und dessen Beitrag im *Marine-Forum* zum Thema »Die Frau als Soldat« ging, gleichzeitig um das Institut für Staatspolitik, später um Martin Böcker, seines Zeichens Student an der Universität der Bundeswehr in München und Chefredakteur ihrer Zeitschrift *Campus*.

Eigentlich hätte alles laufen müssen wie immer: Man deckt den skandalösen Vorgang auf, daß in einem seriösen Organ ein »Rechter« veröffentlicht, der selbstverständlich nicht anders als »reaktionär« und »sexistisch« und »menschenverachtend« sein kann. Dann verweist ein Antifa-Mann im Bayrischen Rundfunk auf den größeren Zusammenhang mit klandestinen Kranzniederlegungen und Neonazis, die in den Streitkräften ihr Unwesen treiben. Also distanzieren sich die Verantwortlichen, geloben scharfes Durchgreifen, auch der Minister meldet sich in entsprechendem Sinn, und die großen Medien eröffnen die Treibjagd. Selbstverständlich befaßt sich kein Mensch ernsthaft mit den angegriffenen Positionen, denn das wäre hinderlich, würde die Assoziationskette »rechtskonservativ« – »rechtslastig« – »rechtsextrem« – »Auschwitz« unterbrechen und die Entschlossenheit mindern, Köpfe rollen zu lassen.

Daß es dazu nicht kam, ist auch dem Netz zu verdanken, der Graswurzelopposition auf den verschiedenen Portalen *(Junge Freiheit)* und Blogs *(Sezession, Blaue Narzisse)* oder dem Facebook-Posting jenes bayerischen Landtagsabgeordneten Gerald Kunzmann (FDP), der sich mit Böcker solidarisierte. Entscheidend dürften aber zum einen die erste nüchterne Stellungnahme von Michael Klonovsky im *Focus* und ein schmaler Artikel der *Süddeutschen Zeitung* aus der Feder von Marc Felix Serrao gewesen sein. Man kann natürlich darüber streiten, ob hier wie dort die Akzente richtig gesetzt wurden und ob es genügt, nur für diesen Fall und rein formal auf die Grundrechte zu verweisen. Aber die Signalwirkung des gedruckten Wortes ist nicht zu unterschätzen: einen Tag später übernahm der Deutschlandfunk die eigentlich selbstverständliche Tugend der *Süddeutschen,* auch Böcker zu Wort kommen und damit die politische Leichtfertigkeit der Gegenseite deutlich werden zu lassen. Überraschend hat dann am 21. Juli in der *FAZ* der scheidende Feuilletonchef Patrick Bahners den Vorposten der Meinungsfreiheit markiert: Er wird gehalten von Martin Böcker, dem Institut für Staatspolitik samt *Sezession,* der *Jungen Freiheit,* den »Rechtsintellektuellen« überhaupt.

Diese Stimmen stehen dafür, daß die vermeintlich blockartige Geschlossenheit der veröffentlichten Meinung keine mehr ist und die tonangebenden Kreise nicht mehr darauf setzen können, es laufe alles wie üblich. Daher rührt auch das Beschwörende in den Appellen der ideologischen Tugendwächter. Denn die Macht der politisch-medialen Klasse hängt ganz wesentlich davon ab, daß der Konsens gewahrt wird, also der Anschein, daß alle im wesentlichen übereinstimmen und der Pluralismus gefälligst nur von denen in Anspruch genommen wird, die dazugehören (und nicht von Dissidenten, Separatisten, Sezessionisten, schlechten Menschen also, Verderbern der Jugend).

Wer sich auf den Konsens beruft, offenbart die Schwäche seiner Position. Denn dessen Wirksamkeit ist nur gegeben, solange er nicht aufgerufen wird. Wenn seine Verfechter mit der Behauptung arbeiten, daß es keiner Argumente bedarf, ist er als Fiktion durchschaubar, muß der Verdacht geweckt werden, daß es ihn nicht gibt. Irgendwann wird jemand das laut sagen. Früher waren das die Linken, heute sind das die Rechten; die sollten sich deshalb auch mit zwei Slogans aus der schlechten alten Zeit bewaffnen: »Die herrschende Meinung ist immer die Meinung der Herrschenden«, und: »Ein kluger Gedanke – schon bist Du ein Verfassungsfeind«.

Verfall und Neo-Mensch – der Autor Michel Houellebecq

von Felix Menzel

Über den französischen Skandalautor Michel Houellebecq gibt es – abgesehen von der soliden Studie einer österreichischen Wissenschaftlerin – noch keine gründlichen Arbeiten, die sich seinem schriftstellerischen Werk der letzten 20 Jahre widmen. Häufig sind hingegen langweilige Psychogramme des Feuilletons, die aus dem Werk Houellebecqs und aus seinem Habitus Komplexe herauslesen. Verweist dieser Autor nicht auf seine schwere Kindheit, wenn er seine Romanfiguren an den pädagogischen Experimenten der 68er leiden läßt? Beweist er nicht sein Minderwertigkeitsgefühl durch seine Haßarien auf den Islam, Frauen und Schwule und auch dadurch, daß er bis auf seinen letzten Roman *Karte und Gebiet* in jeder Erzählung einen buckligen Verlierer von nebenan als Protagonisten eingesetzt hat? Kompensiert er also nicht literarisch seine unübersehbaren Defizite? Houellebecq – der dauerdepressive Kettenraucher, der noch nie Erfolg bei Frauen gehabt hat und deshalb in irgendeinem dunklen Winkel geistig masturbiert. Und Literaturpapst Marcel Reich-Ranicki zählte gar nach und wußte im »Literarischen Quartett« über den Roman *Elementarteilchen* zu berichten, daß darin das Wort »Onanieren« sehr oft vorkomme, während Goethe das Wort »Liebe« am häufigsten eingesetzt habe.

Julia Pröll: *Das Menschenbild im Werk Michel Houellebecqs. Die Möglichkeit existenzorientierten Schreibens nach Sartre und Camus,* Innsbruck 2006.

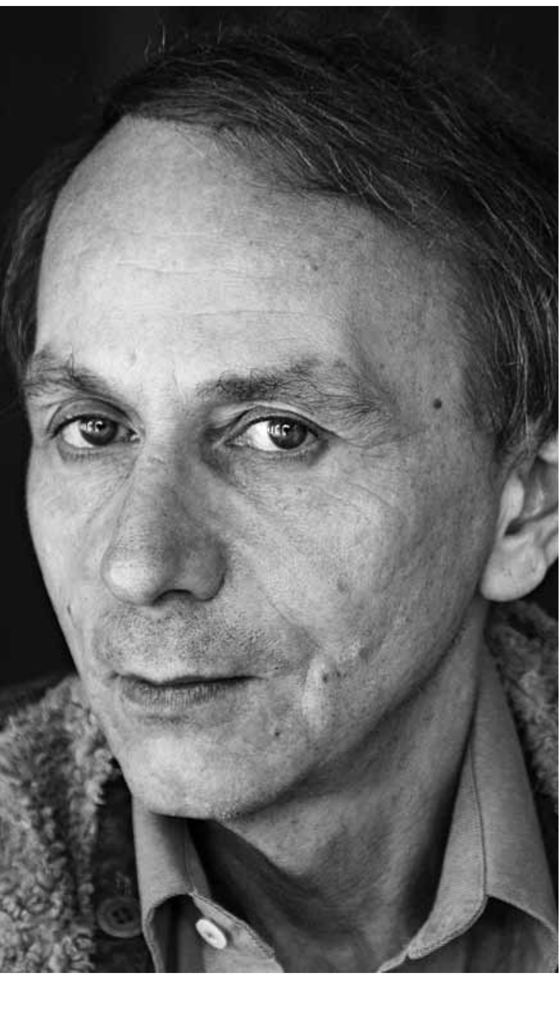
ZDF: »Literarisches Quartett« vom 29. Oktober 1999. Zu sehen auf Youtube: http://www.youtube.com/watch?v=VJ1qn74SvoE

So weit, so wenig, und wie so oft kam bei Reich-Ranicki nach einem solchen Bonmot nicht mehr viel. Er fragte nicht danach, welche Gründe die von Goethe unterschiedene Wortwahl haben könnte. Auch der Verfasser einer Houellebecq-Biographie, Denis Demonpion, streift das Werk des Schriftstellers allenfalls, weiß dafür aber, daß dieser in Wirklichkeit Michel Thomas heiße, eventuell ein falsches Geburtsdatum (1956 oder 1958?) angegeben habe und zu seiner Musterung »geschminkt wie eine Nutte« erschienen sein soll.

Denis Demonpion: *Michel Houellebecq. Die unautorisierte Biographie,* Berlin 2006.

Das ist alles Firlefanz. Wichtig wäre, das Werk des Schriftstellers zu enträtseln. Und der Schlüssel dafür liegt in einer philosophischen Grundeinsicht, der sich jeder Konservative unserer Zeit stellen muß. In einem Briefwechsel mit Bernhard-Henri Lévy schreibt Houellebecq nämlich: »Wenn es nun aber auch nur einen einzigen Gedanken gibt, der alle meine Romane durchzieht …, dann ist es wohl der von der absoluten Unum-

kehrbarkeit jedes Verfallsprozesses, der einmal eingesetzt hat. Mag dieser Verfall nun eine Freundschaft, eine Familie, ein Paar, eine größere gesellschaftliche Gruppe oder eine ganze Gesellschaft betreffen …: Alles, was verloren ist, ist ein für alle Mal verloren. Es ist mehr als organisch, es ist wie ein universelles Gesetz, das auch für unbewegte Objekte gilt; es ist buchstäblich entropisch. Jemand, der so sehr von der Unumkehrbarkeit jedes Verfalls, jedes Verlusts überzeugt ist, würde nicht im Traum an Reaktion denken. Wenn ein solcher Mensch auch niemals Reaktionär sein wird, so ist er wiederum ganz naturgemäß ein Konservativer.« Um bei Reich-Ranickis Erbsenzählerei zu bleiben: Houellebecq widmet sich sehr wohl dem Thema »Liebe«. Er hat jedoch erkannt, daß ein romantisierender Blick auf sie unangebracht sei. Die technische Zivilisation setze sie einem zwangsläufigen Verfall aus, und wir dürften uns keiner Illusion hingeben: Dieser Verfall habe erst begonnen. Wenn die Biotechnologie in einigen Jahrzehnten zur Blüte gereift sei, setze sich die Trennung von Fortpflanzung und Sex vollends durch.



Michel Houellebecq (© Philippe Matsas/ Flammarion)

Dieser Verfallsprozeß nun ist der Kern des Lebenswerkes von Houellebecq, am deutlichsten sichtbar in *Die Möglichkeit einer Insel* von 2005. Konsequenterweise ist der gerade erst veröffentlichte Roman *Karte und Gebiet* keine neuerliche Variation des großen Themas mehr, kein weiteres Vorantasten, sondern eine ironische Darstellung dessen, der da tastet: Houellebecq schildert das Leben des Künstlers Jed Martin, der durch Fotografien von Michelin-Landkarten berühmt wird. Nach diesem Erfolg hört er mit der Fotokunst auf und beginnt, Gemälde von Menschen mit einfachen Berufen anzufertigen. Dies führt ihn schließlich zu einem gewissen Michel Houellebecq, der zurückgezogen in Irland lebt und den Martin bittet, einen Beitrag für einen Ausstellungskatalog zu verfassen. Der Houellebecq des Romans willigt ein und erhält als Bezahlung ein von Martin gemaltes Portrait seiner selbst geschenkt. Einige Jahre später werden Houellebecq und sein Hund grausam umgebracht. Nach langer Suche wird das Portrait Martins gefunden und für zwölf Millionen Euro verkauft. Der Künstler selbst erprobt in seinem letzten Schaffensdrittel schließlich eine weitere Kunstform. Er filmt den Zerfallsprozeß von Gegenständen, die er in verdünnte Schwefelsäure gelegt hat.

Der echte Houellebecq erhielt für diesen Roman 2010 den Prix Goncourt, den wichtigsten Literaturpreis Frankreichs. Die meisten Kritiker waren sich einig, daß der Skandalschriftsteller nun endlich auf den richtigen Weg gefunden habe: Endlich keine Tiraden mehr gegen Muslime, Schwule oder Frauen, statt dessen ein Künstlerroman, der mit ein bißchen Zynismus und leichter Gesellschaftskritik der Kulturschickeria im Munde zergeht. Man liegt nicht falsch, wenn man vermutet, daß von Houellebecq diese Aufnahme und Wirkung kalkuliert worden war. Das, was er in seinem Leben zu sagen hatte, hatte er nun einmal in *Die Möglichkeit einer Insel* zusammengefaßt und abschließend formuliert. In *Karte und Gebiet* reflektiert er deshalb seine eigene Vergänglichkeit und bringt durch den gewaltsamen Tod seines Alter ego seine Vermutung zum Ausdruck, daß es für sein künstlerisches Werk wohl das beste wäre, wenn ein Irrer ihn umbrächte: Solch ein Ende wäre der Dünger für die Mythenbildung um seine Person.

Auf die Frage von Jed Martin »Schreiben Sie nicht mehr?« antwortet der fiktive Houellebecq, ein Gedicht über seinen Hund Platon sei womöglich »das letzte überhaupt«. Er habe »inzwischen mit der Welt als Narration abgeschlossen – der Welt der Romane und Filme und auch der Welt der Musik. Ich interessiere mich jetzt nur noch für die Welt als Aneinanderreihung – in Poesie und Malerei.« Dieses Selbstbekenntnis findet sich auch in dem Briefwechsel mit dem Bernhard-Henri Lévy, den der *Spiegel* jüngst als den bekanntesten und wohl auch umstrittensten Intellektuellen Frankreichs bezeichnete. Houellebecq, der auch als Lyriker in Er-

scheinung tritt, sieht seinen Schaffenshöhepunkt überschritten und dokumentiert jetzt – weil sich noch kein Mörder gefunden hat – seinen eigenen Verfall als Schriftsteller. Dies gelingt ihm so brillant, daß ihn das Feuilleton nun beinahe einhellig hofiert und dabei nicht einmal registriert, wie sehr es mit dieser Ehrerbietung Houellebecq in die Karten spielt. Denn der Schriftsteller hat dies in seinem Roman vorhergesehen. Dort, wo Jed Martin künstlerisch beginnt, nämlich bei der Akzeptanz der Welt »mit einer gewissen Ironie«, ist Houellebecq jetzt angelangt. Er verdeutlicht das bereits mit dem Eingangszitat: »Die Welt ist meiner überdrüssig, / Und ich bin es ihrer gleichermaßen.« (Karl, Herzog von Orléans)

Es wäre nun ein Fehler, diese Einsicht in eine ausgeschöpfte Kraft mit einer künstlerischen Erschöpfung zu verwechseln. Vielmehr gelingt es Houellebecq, eine Medien- und Arbeitsphilosophie des Verfalls zu skizzieren. Denn nicht das Kunstwerk verliert im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit seine Aura, wie der Philosoph Walter Benjamin fälschlicherweise angenommen hat. Wäre dies so, hätte Jed Martin nicht einen so immensen Erfolg haben dürfen, und das Problem würde sich im wesentlichen auf einen Bedeutungsverlust der Kunst beschränken. Die Lage ist viel schlimmer: Der Mensch verliert im technischen Zeitalter die Orientierung über die Arbeit, die eigentlich zu tun wäre. Statt etwas tätig aufzubauen, beteiligt er sich unbewußt an der Abschaffung des Menschen durch den Menschen. Diesen Punkt steuert Houellebecq am Ende von *Karte und Gebiet* an: Die Videoinstallationen über den Zerfall der Dinge beschreibt der Autor als »nostalgisches Nachsinnen über das Ende des industriellen Zeitalters in Europa und über den vergänglichen Charakter aller von Menschenhand gefertigten Dinge«. Doch nicht nur die Dinge zerfallen. Viel entscheidender ist, daß sich »die Bilder der Menschen, die Jed im Lauf seines irdischen Lebens begleitet haben, verwittern, sich zersetzen, in Fetzen auflösen und in den letzten Videofilmen gleichsam zum Symbol der allgemeinen Vernichtung der Menschengattung werden«. Der Mensch kann nur sich selbst vernichten, verfügt aber nicht über genügend Gewaltpotential, auch seine Umwelt zu zerstören. »Die Vegetation trägt den endgültigen Sieg davon«, beendet Houellebecq seinen Roman und lächelt damit über die Anti-Atomkraft- und Klimahysteriker, die die Gefahren für die Umwelt höher einschätzen als die für den Menschen selbst.

Walter Benjamin: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit,* Frankfurt a. M. 2007 (zuerst: 1936).

So ganz kann Houellebecq am Schluß also dann doch nicht von seinem Lebensthema lassen, das er in *Die Möglichkeit einer Insel* ausformuliert hat. In diesem Roman imaginierte der vor seiner Schriftstellerkarriere als Informatiker tätige Houellebecq die Zukunft einer Gesellschaft, die durch den Fortschritt der Technik den Tod überwunden hat und sexuelle Fortpflanzung nicht mehr kennt. Die Neo-Menschen werden statt dessen von Zeit zu Zeit über eine Art Update regeneriert. Sie haben eine turbulente Phase der Geschichte (unter anderem Umweltkatastrophen, aber auch ethnische Konflikte und Religionskriege) überlebt, weil sie das Leben mit einem unfehlbaren Sicherheitssystem, einem autonomen Kommunikationsnetz sowie einem biotechnologischen Fortpflanzungsprogramm perfektioniert haben. Das Hauptmerkmal der neuen Menschengattung ist das völlige Fehlen eines freien Willens und somit auch der individuellen Gefühle. Die Gründungsväter dieser Gesellschaft haben es sich zum Ziel gesetzt, das soziale Verhalten so zu regulieren, daß es genauso vorhersehbar ist »wie das Funktionieren eines Kühlschranks«.

Noch deutlich krasser, als es Frank Lisson in seinem *Homo Absolutus. Nach den Kulturen* beschreibt, hat diese »Brave New World« (Aldous Huxley) die kulturelle Kreativität ausgemerzt, um die Menschen unter Ausschaltung jeglichen bösen Triebes funktionieren zu lassen. Doch weil die Welt nie mathematisch aufgeht, finden sich auch in dieser extrem materialistischen Gesellschaft Individuen, bei denen die Rechenformeln versagen. Der Protagonist Daniel (und zwar das 25. Update des ursprünglichen Daniel 1 aus unserer Gegenwart) verläßt seine vorprogrammierte Sphäre, nachdem er den Lebensbericht von Daniel 1 gelesen hat. Dieser ließ ihn erkennen, wie sehr Liebe, Dramatik, Leid und selbst das Böse im Menschen das Leben bereichern und vielfältiger machen. Doch die Flucht aus der monotonen Wirklichkeit der Zukunft kann nur mißlingen, weil jeder Versuch, der Wirklichkeit zu entkommen, scheitern muß. Daniel trifft auf eine zurückgebliebene menschliche Spezies, die in den vorangegangenen Jahrhunderten gemäß der »ökologischen« Ideologie gelebt

Frank Lisson: *Homo Absolutus. Nach den Kulturen,* Schnellroda 2008.

hat und deren Anhänger sich so über die Generationen zu archaischen Wilden zurückentwickelt haben. Daniel findet keinen Anschluß an diese Wilden, und der Geschlechtsakt mit einer von ihnen scheitert aus hygienischen Gründen.

Houellebecq erteilt somit der »Zurück auf die Bäume«-Vision von absoluter Autarkie eine klare Absage. Der Mensch könne sich nicht abkapseln, weil er langfristig nur als Gemeinschaftswesen überlebensfähig sei. Er bleibe damit in der Moderne zwangsläufig »unerlöst«, da es keinen Weg in eine bessere Welt gebe. Im Gegenteil: Alle Ideologen, die antreten, um den Menschen das Paradies auf Erden zu bescheren, richten zuletzt das Leben nur noch unmenschlicher (im Sinne von: der Natur des Menschen weniger gemäß) ein. Das hat Houellebecq zwanzig Jahre lang in seinen Erzählungen Stück für Stück herausgearbeitet, um am Ende alle Teile zusammenzufügen. In *Ausweitung der Kampfzone* (1994) rechnete er mit den angeblichen Errungenschaften der sexuellen Revolution ab. Der in jeder Hinsicht mittelmäßige Protagonist gelangt darin zu der Einsicht, daß die Emanzipation für ihn ein Verlustgeschäft bedeutet. »In einem völlig liberalen Sexualsystem haben einige ein abwechslungsreiches und erregendes Sexualleben; andere sind auf Masturbation und Einsamkeit beschränkt.« Damit schaffe »der sexuelle Liberalismus die Ausweitung der Kampfzone; ihre Ausdehnung auf alle Altersklassen und Gesellschaftsklassen«. Houellebecq wittert hinter dieser für jedermann erzwungenen Ausweitung eine Verleugnung der Natur und einen Totalitarismus der Körperlichkeit. Wenn der Mensch sich ständig selbst präsentiere, wie ihm dies beispielsweise soziale Netzwerke im Internet abverlangten, so drohe dadurch die Liebe unwahrscheinlicher zu werden. Es entwickle sich in persönlichsten und intimsten Fragen eine »Ökonomie der Aufmerksamkeit«, die aufgrund von geschürten Übererwartungen zu inflationären Enttäuschungen führen müsse. In *Plattform* (2001) tüftelte Houellebecq an dieser Unwahrscheinlichkeit weiter, indem er auf den numinosen Charakter der Liebe abhebt. Diese sei auch vom grausamsten und subtilsten Regime nicht auszumerzen, weil sie urplötzlich in Erscheinung trete.

Thomas Steinfeld (Hrsg.): *Das Phänomen Houellebecq,* Köln 2001.

Peter Sloterdijk: *Du mußt dein Leben ändern,* Frankfurt a. M. 2009.

Felix Menzel: »Biopolitik und Sozialstaat«, in: *Sezession* 31 (2009), S. 22–25.

Das Kreisen um derlei Themen wurde häufig als pure Pornographie mißverstanden. Vielleicht ist es aber nur eine wirkungsvolle Arbeitstechnik Houellebecqs. »Er will sein Buch flach, grob und häßlich machen, so daß es sich zum großen Roman verhält wie die schmutzigen Graffiti auf einem Brückenpfeiler an der Autobahn zu den bedeutenden Werken der bildenden Kunst«, nähert sich der Journalist Thomas Steinfeld dieser Erzählstrategie. Der »Skandalschriftsteller« zeichnet »schmutzige Graffiti«, weil die Zeit der erhabenen Kunst unumstößlich abgelaufen ist. Der Kulturverfall zwingt einen Künstler, der die Gegenwart und Zukunft erfassen möchte, zu Ausdrucksformen, die sein Wesen in aller Deutlichkeit verkörpern. Deshalb nutzt Houellebecq einerseits den »pornographischen« und andererseits den wissenschaftlichen Stil. In dem später verfilmten Roman *Elementarteilchen* (1998) ist dies auf die Spitze getrieben. Die Rahmenhandlung ist eine Vorlesung, in deren Mittelpunkt die Brüder Bruno und Michael Djerzinski stehen. Letzterer ist ein Wissenschaftler, der an der Überwindung von Tod und sexueller Fortpflanzung arbeitet.

Houellebecq kritisiert in seinen Werken das am Horizont dräuende, biopolitische Paradigma einer »willkommenen Passivität«, ein »Sich-Erregen-Lassen, Sich-Heilen-Lassen, Sich-Erbauen-Lassen, Sich-Versichern-Lassen« (Peter Sloterdijk).

Die dabei eingesetzten Anthropotechniken von Staat, Wissenschaft und Wirtschaft führen zu einer massiven Kontrolle des Körpers und Beeinflussung der Psyche. Mitte der siebziger Jahre verfaßte Houellebecq gemeinsam mit einigen Kommilitonen *Das Handbuch der spirituellen Erziehung der Studenten*. Darin steht als kurzer Leitsatz: »Unpolitisch sein – ist immer konservativ.« Blickt man nun auf sein Lebenswerk, wird klar, daß es immer eine grundlegende Kontinuität gegeben hat. Unpolitisch und konservativ sein, das bedeutet »leben lassen« und den Verfall sowie Tod als etwas Unumgängliches anzuerkennen. Wer dagegen glaubt, diese unumstößlichen Grenzen verschieben zu können, der führt die »blinden Gesellschaften / Bis an den Rand des Todes, / Der Körper ächzt und brüllt«. Was bleibt dann von der Gattung Mensch noch übrig? »Die letzten Teilchen / Treiben in der Stille / Und die Leere formuliert / In der Nacht ihr Vorhandensein« (aus dem Gedicht »Der Brunnen«).

Bibliographie:

Romane/Erzählungen:

Karte und Gebiet, Köln 2011;
Die Möglichkeit einer Insel, Köln 2005;
Plattform, Köln 2002;
Lanzarote, Köln 2000;
Elementarteilchen, Berlin 1999;
Ausweitung der Kampfzone, Berlin 1999.

Lyrik:

Wiedergeburt, Köln 2001;
Der Sinn des Kampfes, Köln 2001;
Suche nach Glück, Köln 2000.

Essays/Briefwechsel/Interviews:

Zusammen mit Bernhard-Henri Lévy: *Volksfeinde,* Köln 2009;
Gegen die Welt, gegen das Leben, Köln 2002;
Die Welt als Supermarkt, Köln 1999.

Nun schauen Sie sich doch diesen hier an! Ein Prachtexemplar seiner Art! Beachten Sie bitte: wie geschmeidig seine Bewegungen, wie raumgreifend! Ja, wir bieten ihm halt auch viel Platz. Dergleichen gehört lange schon zu unserem Konzept. Schauen Sie nur, diese Zähne! Das funkelt, hm? Ist uns zugelaufen, wir haben ihn großgezogen und dressiert, nach Kräften gepäppelt – und staunen täglich neu: So ein begabter, gelehriger Kerl! Hier am Futtertrog, das sind seine Prämien, mächtig viele Abzeichen, nicht? Wie, der macht Ihnen Angst? Weil da kein Zaun steht? Und der so grimmig guckt? Nein! Das ist doch keine Angriffshaltung – der gähnt nur! Schaun Sie, ich geb dem jetzt ein paar Leckerli, ganz artig ist der. Der Schlingel, wie voll er den Mund nimmt! Ja, mein Guter, läßt Dich nicht von jedem kraulen, gell, sehn Sie, ich darf das … Was für ein hübscher … – hey!, au! Aua! Ha, ja, manchmal schnappt er. Ist normal.

Der will nur spielen! – Über den Fremddeutschen Feridun Zaimoglu

von Ellen Kositza

»Die Wortgewalt des Kanaken drückt sich aus in einem herausgepreßten, kurzatmigen und hybriden Gestammel ohne Punkt und Komma, mit willkürlich gesetzten Pausen und improvisierten Wendungen.«

»Kanake« schien eine Zeitlang Chancen zu haben, sich in die Reihe der sogenannten Geusenwörter einzufügen. Dabei handelt es sich um eine positive Umwidmung einstiger Schmähwörter – körperlich Behinderte etwa sammelten sich in den siebziger Jahren unter der Selbstbezeichnung »Krüppel«, Homosexuelle gaben dem bislang abwertend gemeinten »schwul« (»… und das ist gut so«) einen positiven Klang, ähnlich verfuhren Dirnen, die sich zu »Huren«-Vereinigungen zusammenfanden. Der fröhliche Stolz der umgewidmeten Konnotation allerdings geht flöten, wenn Außenstehende in herkömmlicher Schmähabsicht den Terminus anbringen.

Feridun Zaimoglu: *Kanak Sprak. 24 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft,* Hamburg 1995.

Kanake also. Wer heute noch von »Fremdarbeiter« oder »Ausländer« spricht, dem mag man im günstigen Fall eine gewisse Unbedarftheit attestieren. Kanake hingegen – lautliche Nähe zu Kacke, Kloake! – ist eine definitiv miese Zuschreibung, auch wenn Neunmalkluge schon immer wußten, daß das K-Wort aus Hawaii stammt und »Mensch« bedeutet. Undenkbar, daß eine Bundeskanzlerin je von den »Kanaken in unserem Land« spräche!

1995 unternahm ein bis dato unbekannter »deutscher Schriftsteller« (Selbstbezeichnung) den Versuch, aus der häßlichen Opfertitulierung ein selbstbewußtes, ja aggressives Markenzeichen zu machen. *Kanak Sprak* hieß das im Hamburger Rotbuch Verlag erschienene Buch, in dem Feridun Zaimoglu 24 *Mißtöne vom Rande der Gesellschaft* versammelte. »Kanaken«, so behauptete der Autor, sei ein »Etikett, das die ›Gastarbeiterkinder‹ der zweiten und dritten Generation mit stolzem Trotz führen«. Den »Kosmos von Kanakistan«, ein »Landstrich am Rande der deutschen Gesellschaft«, wollte Zaimoglu hier »wild und authentisch« darstellen. Die Legende sagt, daß es sich hierbei um zwei Dutzend tatsächlicher »Positionsprotokolle« handelt, die der Autor literarisch überarbeitet haben will. Sämtliche der meist atemlos, gelegentlich mit kunstvoller Brachialität vor-

getragenen Monologe zorniger junger Türken könnten genausogut Zaimoglusche Kopfgeburten sein. Die Stimmen von Zuhälter Cem, dem Psychopathen Derwisch und anderen selbsternannten Kanakstern unterscheiden sich nach dem Verhältnis, in dem eingestreute türkische Termini, Gossen- und Hochdeutsch zueinanderstehen. Gemein ist ihnen – selbst den Deklassiertesten – eine eloquente Beredsamkeit, philosophische wie psychologisierende Neigungen und eine ordentliche Portion Haß und Verachtung auf Deutschland, »das Land im Arsch«: auf das Land also, in dem sie leben.

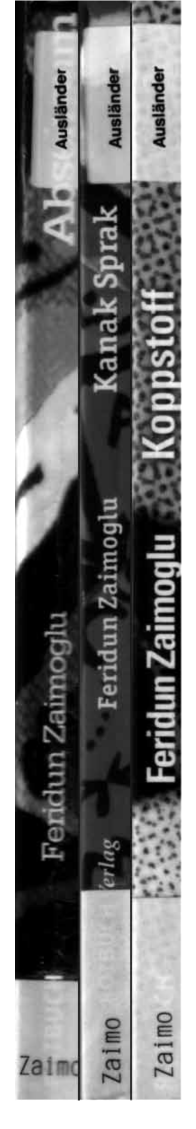
Nehmen wir Fikret, 25, arbeitslos, dem Zaimoglu hier eine vergleichsweise moderate Stimme gibt: »Ich kann hier voll von der kanzel wider die landeskinder rede halten, doch neu wird's denen auch nicht sein, wenn ich dem alemannen attestier, daß er statt ner haut ne glasur hat wie auf'm berliner in der konditorei, und das, was ihm die lider so umfangen, kein aug ist, aber ne illusionskapsel, daß's teutsche gesicht wie die olle bismarckstatue im park befallen ist von so nem ungeistigen grünspan. Ich nenn das verlassene farbe von leuten, die man sich in ner wildfremden szene wiederfinden, und'n leben lang wurmt sie die fremde regie, und die leute würden gern'n andren text quatschen, aber die besonderheit des fakts läßt nicht locker.«

Zaimoglu wollte mit solchen Texten eine selbstbewußte »ethnizistische Struktur« analog zur US-amerikanischen Black-Consciousness-Bewegung skizzieren und befeuern. Es ging ihm um einen Gegenentwurf zur »weinerlichen, sich anbiedernden und öffentlich geförderten ›Gastarbeiterliteratur‹ vom ›armen, aber herzensguten Türken Ali‹«, zur »›Müllkutscher-Prosa‹, die den Kanaken auf die Opferrolle festlegt.«

Bei Ercan, 24, Gigolo, kommt das »blut einer lady so richtig ins wallen«, weil sie es in ihrer Phantasie statt mit einem Bezahltürken mit einem »echten Juden« treibt: »… so'ne schicke lady hat eben ne latte von klugbüchern gelesen, in der ihrem hirn hat sie's weise wissen verstaut, und vielleicht kommt ja nach vielem überlegen so ne geilheit raus, wo die ihr mitteilt, 'n jude ist mir mehr wollust als irgendwer sonst, naja, die hat halt auch mitten im ausüben des geschäfts volle kante gebrüllt, von wegen, mich fickt'n jude. … Am morgen steckt die mir'n ordentlichen schein inne tasche und … sagt zum abschied: mein schlimmer judenschniddel.«

Hakan, 22, Kfz-Geselle, verachtet dies »ariervölkchen«, in dessen Mitte er gelandet ist: »Der deutsche malocher is ne progrom sau, tottreten is für die hier oberster volkssport. Mein ruf an die kanaken in alemania is: … wenn ihr die hand gebt, dem unbeschnittenen, vergeßt nicht, daß er auch seine eigne mutter auf'n strich schicken würde, wenn genug schotter für ihn herausspringt. Wenn ihr wie olle zoopaviane nach des deutschen wärters zuckerwürfel schnappt, vergeßt nicht, daß ihr euch eure blanke seele habt verwursten lassen. Ne zornige macht von straighten türkensseelen is wie tausend rechte haken ins bleiche wabbelfleisch des deutschen oberteufels. Ich ruf den brüdern zu: haltet euch fern von den psychogemetzeln, die da in alemania toben. Verderben is der stammname des blonden teufels.«

Per Widmung übereignete Zaimoglu »dieses buch den widerständlern, den agenten im mainstream, der getarnten bösen brut, der asylantenflut, den rasseschändern, dem metropolenmenschenmüll, mit respekt und großer liebe, allen KANAKAS in germany united.« Über Nacht wurde er mit seinem obszönen, schwer lesbaren Büchlein und erst recht durch seine Lesungen zu einem Kultautor an der Peripherie der Literaturszene. Das Feuilleton berichtete überwiegend wohlwollend. Drei Jahre später (»inzwischen ist rechtsradikale Gewalt, verbal wie körperlich, eine Alltagserscheinung wie der Gang zum Bäcker«) legte Zaimoglu mit *Koppstoff* »statements« weiblicher Kanakas nach. Cagil, 27, Studentin und Angehörige eines kommenden Volkes mit »angeborenem Feuer unterm Arsch«, erregt sich über »inzüchtiges deutsches Gehirnmasturbationsejakulat«, Nesrin, 24, Street-Fighterin über »Liberalpissetrinker«, und Aynur, 34, Künstlerin, bekundet: »Wenn irgend ne Friseusenhelga sich nun vor mir aufbaut und vom vollen Boot schwätzt, wenn der letzte dröge Halbsäckel Moralkotze fressenplätschern läßt, weiß ich, da ist alles krautig geworden. Die scheißen uns jetzt ins Gesicht und schönsprechen die Scheiße zur adligen Eigenkotspende. Der Kaffer soll den Alemanarsch ausputzen, dafür ist er gut. … Doch Alemania ist für uns ne einzige Abrißbirne.«



Fremddeutsch – Zaimoglu, öffentlich einsortiert

1997 hat Zaimoglu in *Abschaum* die Geschichte Ertans, »eines Kanaken, eines Drogenabhängigen, eines Gangsters« protokolliert. Im Nachwort schreibt er: »Ertans Botschaft ist: Wir sind die Kanaken, vor denen ihr Deutschen immer gewarnt habt. Jetzt gibt es uns, ganz eurem Bild und euren Ängsten entsprechend.« Ertan: »Bevor ich zur Schlägerei ging, war ich zu Haus und sag meinem Vater: ich muß weg, hab was zu tun, ich komm bald wieder. Ich nehm mein Schläger, er hat gleich kapiert und fragt, was los is. Ich erzähl ihm die Geschichte und sag: Heute die türkische Frau und morgen meine Mutter. Die Arschlöcher haben schon einmal die Juden vergast, die haben das einmal gemacht, wir wehren uns. Hey Mann, überleg mal, wenn meine Mutter angegriffen wird und alle Leute von sich aus sagen, wir ficken diese Stadt, is das nicht cool. Okay, sagt mein Vater, ich geb dir die Erlaubnis, den Laden auseinanderzunehmen.« Unter dem Titel *Kanak Attack* hat Regisseur Lars Bekker das wüste Konvolut verfilmt, der Kinofilm lief recht erfolgreich.



Feridun Zaimoglu am 22. Mai 2006 in Köln (© Hans Peter Schaefer)

Der widerständige Außenseiter, der asoziale Störenfried, respektive dessen intelligibles Sprachrohr, als das sich Zaimoglu in seinen frühen Büchern stilisierte, ist längst einem anderen Bild gewichen. Mit *Liebesmale, scharlachrot* (2000), dem ersten seiner bislang fünf Romane, erfand er sich neu für die seriöse literarische Bühne. Nach rund 1000 Lesungen, einst gehalten in der Ghettoatmosphäre abgewrackter Jugendclubs, heute in eleganten Literaturhäusern, ist Zaimoglu angekommen: auf den Bestsellerlisten, in etablierten Jurys, als Stückeschreiber für renommierte Bühnen, als Mitglied des Islamrats. Seinen Platz dort räumte er rasch wieder, er wollte ihn freimachen für eine gläubige Muslima, die nach seinem Empfinden dem Gremium fehlte. Zaimoglu, für die »arme Literaturszene Deutschlands ein rauher und stürmischer Glücksfall« (Eren Güvercin, Betreiber des Blogs *grenzgängerbeatz*), wird längst mit Auszeichnungen überhäuft in diesem Land, das ihm und seinesgleichen doch angeblich den Mund verbietet: Friedrich-Hebbel-Preis, Adalbert-von-Chamisso-Preis, Hugo-Ball-, Grimmelshausen- und Jakob-Wassermann-Preis und dergleichen mehr. Manch deutsche Leihbücherei hat Zaimoglus vielgerühmten Roman *Leyla* gleich mehrfach im Bestand, die Geschichte basiert grob auf der Biographie seiner eigenen Mutter. Für die »großartigen Türkinnen der ersten Stunde« fordert er den gleichen »Respekt, der Trümmerfrauen selbstverständlich gezollt« werde.

Frauke Meyer-Gosau: »Oh, Ankara. Ach, Kiel«, in: *Literaturen* 09/08, S. 6–12.

Die verbalen Sprengsätze aus dem vergangenen Jahrtausend liegen da als Minen, doch, so erklärte er 2008 einer begeisterten Journalistin, sie hätten »nichts mehr mit mir zu tun, ich wollte nicht mehr der Türken-Experte sein. Vorbei ist vorbei, mein Herzblatt.«

Geboren wurde Zaimoglu 1964 in der Türkei, da hatte sein Vater bereits seit zwei Jahren eine Anstellung als Arbeiter in Ludwigshafen. Bis 1981 wechselte der Sohn seinen Aufenthaltsort etliche Male zwischen Deutschland und der Türkei. Sein deutsches Abitur absolvierte Zaimoglu als Jahrgangsbester, ein Medizin- und ein Kunststudium brach er ab. Anschließend fand er sich »in einer Massenschlachtung, wo ich den Tieren für die Schächtung die Kehle durchgeschnitten habe. Ich entsprach voll dem Typus des Versagers, hatte keinen Plan. Ich war ein melancholischer Idiot.« Nicht, daß sich daraus nichts machen ließe.

Zaimoglu geht nicht nach Geld, er geht nach Stimmung, und er hat eine gute Nase für den Wind, der gerade zu wehen anhebt: zur Lichterkettenzeit das leibhaftige Megaphon einer selbsterdachten Kanaken-Bewegung, hernach der – durchaus talentierte – Literat, und seither das Scharnier zwischen diesem und jenem. Der Platz zwischen den Stühlen muß

kein unbequemer Ort sein – nicht für einen, der um die Attraktivität eines habituell schlechtgelaunten Knurrers weiß. »Eruptiv« nennt das die Kritik, und es hat einen bewundernden Klang. »Ich habe das linke Gehabe in den Subkulturen und Milieus der Bürgerkinder verabscheut«, sagte Zaimoglu der *Islamischen Zeitung.* Seine Helden seien »Nicht-Bürgerliche. Das kommt daher, daß ich das Spannende, das Gärende, das wild Wachsende eben nicht bei den Bürgerlichen sehe.« Dem »dekadenten Charme der Bourgeoisie«, dem »Aufklärungsspießertum« könne er nichts abgewinnen. Der Mann, der die Wand seines Kieler Arbeitszimmers mit Gartenzwergen bestückt hat, besteht darauf, die Anstandsregeln seiner Welt selbst zu bestimmen. »Migrationshintergrund« sei ein »häßliches Wort«, fährt er *Spiegel*-Redakteuren über den Mund, das sei ein Begriff, den feige Deutsche erfunden hätten. Der selbsternannte Fremddeutsche hat eigene Vorstellungen von sprachlicher Korrektheit. Deutlich wird das auch in seiner Neuübersetzung (gemeinsam mit seinem dauerhaften Kompagnon Günter Senkel) von Shakespeares *Othello,* den die Münchner Kammerspiele 2003 und 2009 auf dem Spielplan hatten: »Ich will allen Schwuchteln Zyperns ein blasen, wenn du nich morgen Nacht Desdemona fickst«, usw.

Zum Selbstkonzept des Unberechenbaren – oder der taktischen Verstellung? – gehört auch, daß Zaimoglu gelegentlich von seiner »glühenden Liebe zu Deutschland« sprach, und davon, daß er »Türken in Massen sehen« wolle, »die deutsche Fahnen schwenken«. Ohne die autochthonen »Konservativen« – ein weitgefaßter Begriff – hier und die »zurechtgestutzten Assimil-Kümmels«, die »Edelmigranten« von dort wäre Deutschland kein schlechter Ort. Apropos wehende Fahnen: Zaimoglu hatte 2005 an der Kunsthalle Wien eine steuerfinanzierte (angeblich 40 000 Euro teure) »Kunstinstallation« unter dem Titel *Kanak Attack. Die dritte Türkenbelagerung* angebracht: Er ließ 420 Fahnen mit dem türkischen Halbmond an der Fassade des Kunsthallen-Innenhofs wehen. Mancher Wiener fühlte sich provoziert, während eine ähnliche Aktion Jahre zuvor keine öffentliche Diskussion ausgelöst hatte.

Feridun Zaimoglu: »Mein Deutschland. Warum die Einwanderer auf ihre Heimat stolz sein können«, in: *Die Zeit* vom 16. Januar 2006

Im aktuellen, feuilletonistisch hochgejubelten Multikulti-*Manifest der Vielen* (man schaue sich bitte auf *youtube* den wahrlich herzzerreißenden, »musikalischen« Trailer – Stichwort: »Tanz den Sarrazin« – an!) reüssiert Zaimoglu mit seinem Text »Es tobt ein Kulturkampf« gewissermaßen als Aufmacher. Zaimoglu empfindet die Gegenwart als eine »Zeit, in der rechte Feministinnen, gewendete Altlinke, orthodoxe Klassenkämpfer, Kulturkonservative, Kulturpapisten und Rechtskonservative die Meinungshegemonie beanspruchen. … Die Aufregung, die in konservativen Kreisen herrscht, hat aber damit zu tun, daß sie nicht mehr ungestraft (!) von Ausländern sprechen können.« Von einem Krieg gegen Zuwanderer ist die Rede, den etablierte rechte Provokateure vom Zaun gebrochen hätten, die gleich »Metzgern mit stumpfen Ausbeinmessern … schneiden und stechen, reißen und zerren.« Im Kleingedruckten ist zu lesen, daß Zaimoglu diesen Text bereits 2007 vor dem Bundestag verlesen hatte. Damals war Jürgen Kaube ihm mit einem flammenden Artikel in der *FAZ* entgegengetreten: »Im Krieg, heißt es bei Thukydides, sind die Worte nur noch Worte, weil sie jeder verwendet, wie er gerade will. Es ist eine solche Parallelwelt des Geschwätzes, die Zaimoglu bewohnt. Unter Schwätzern, die von Volk und Identität und Abendland und von Ausländern reden, die niemals Inländer werden können, fühlt er sich darum in Wahrheit wohl. Denn sie erlauben es ihm, die Welt der Phrasen und Stimmungen zu bewirtschaften, die von keiner Empirie erreichbar sind.« In einem Leitartikel (!) der *Zeit* klagte Zaimoglu, daß »wir« – die Kinder der Migranten – »keine Stimme« hätten. Die »Konservativen«, von ihm auch »Hysteriker« genannt, verhinderten es. Aber, so warnte er: Wer heute »bellt, wird morgen an den gemischtethnischen Stammtischen der Nation keinen Platz mehr finden.« In diesem Duktus geht es weiter, und drohend endet auch sein Beitrag im *Manifest der Vielen:* »Der Kampf geht weiter.«

Hilal Sezgin (Hrsg.): *Manifest der Vielen. Deutschland erfindet sich neu,* Berlin 2011.

Jürgen Kaube: »Das gibt es doch gar nicht«, in: *FAZ* vom 7. Juli 2007.

Martialische Sprache und Drohgebärde demonstrierte der Fremddeutsche auch in der Debatte um Thilo Sarrazin, den er für einen «Lumpen« und »lupenreinen Rassisten« hält. Der »große Strom von Menschen« werde sich nicht vom »Anti-Islam-Quatsch« solcher »Saisonarbeiter der Aufklärer« aufhalten lassen. »Ich habe Grund zu großer Heiterkeit. Die Karawane zieht weiter. Viel später wird man dann die Skelette der Hunde in der Wüste zählen.«

www.erenguevercin.wordpress.com

Kollektive Identität

von Karlheinz Weißmann

Wissen Sie, was ein »Nerd« ist? Ich wußte es bis vor kurzem nicht, obwohl der Begriff schon seit Jahren umläuft. Die Ursache meiner Ahnungslosigkeit war, daß ich keiner *community* oder *peer group* angehöre, in der man von »Nerds« spricht. Denn es handelt sich um die Bezeichnung eines Computerfreaks, Strebers, Hochbegabten – vielleicht ein Akronym für *Non Emotionally Responding Dude,* etwa »emotional nicht ansprechbarer Typ« – in der Jugendkultur. Nerds sind also Außenseiter, diejenigen, die »nicht dazugehören«, Leute, die man meidet, weil sie nicht so sind wie man selbst. Mir begegnete er zum ersten Mal in einem Bericht über junge Frauen in den neuen schicken Vierteln von Berlin. Sie stammen aus bürgerlichen Elternhäusern, wachsen in betont liberaler Atmosphäre auf, besuchen ein humanistisches Gymnasium, sind selbstbewußt, fleißig, angepaßt; ihre Freizeit verbringen sie vor allem mit der Jagd auf Modetrends, geben erhebliche Summen für neue Kleidung bestimmter Marken aus, wissen, welche Blogs zum Thema angesagt sind. Manche schneidern selbst und richten sich im Design wie ihrem Musikgeschmack an den sechziger Jahren aus. Die Tendenz trennt sie von anderen Gruppen Jugendlicher, die andere Vorbilder haben, aber der Aufwand für die Individualisierung ihres Äußeren trennt sie vor allem von den Nerds.

An dem Beispiel lassen sich drei wichtige Aspekte von Identität illustrieren: die Notwendigkeit der Abgrenzung, die Verankerung im Affektiven und die Vorstellung davon, eine Identität zu haben, wie man andere Charakteristika hat, bei gleichzeitigem Bewußtsein, daß der erreichte Zustand unbefriedigend ist, weshalb die Identität erst in Zukunft vollständig verwirklicht sein kann. Abgesehen von solchen, mehr oder weniger konsensfähigen, Feststellungen ist nur schwer über Identität zu sprechen. Es handelt sich um einen »weichen« Begriff, in vieler Hinsicht unklar, ohne brauchbaren Bezug auf die Bestimmung in der klassischen Philosophie oder Mathematik, selbst in der Psychologie von vielen umgangen oder gemieden. Manches spricht dafür, daß es sich um ein Ersatzwort für »Seele« oder »Bewußtsein« handelt, die man aber meidet, weil sie nicht

das schwer Abgrenzbare, Fließende, Bewegliche von Identität zum Ausdruck bringen, und auch nicht den Konnex zwischen individueller und kollektiver Identität.

Die Verknüpfung zwischen dem »Ich bin!« und »Ich sollte sein!« und dem »Wir sind!« und »Wir sollten sein!« bestätigt jeder Blick in Geschichte, Gesellschaftswissenschaft, Anthropologie, Ethnologie. Erik H. Erikson, der in der Nachkriegszeit mit seinen Arbeiten eine erste Welle des Interesses an Identität auslöste, sprach über das Zusammenspiel von »Ich-Identität« und »Gruppenidentität«. Das erklärt sich in erster Linie daraus, daß für den Menschen, anders als für das Tier und anders als für Gott, Identität ein Problem ist: Unsere Sonderstellung unter den Lebewesen und das Fehlen einer funktionstüchtigen Instinktbasis zwingen uns dazu, eine Identität auszubilden, die uns aber eben nicht zur »ersten«, sondern bloß zur »zweiten Natur« werden kann. Das erklärt weiter eine gewisse Formschwäche menschlicher Identität. Das »Ich bin ich« des indischen Atman können wir im Ernst nicht wiederholen. Entfremdung gegenüber dem Selbst ist unsere Grunderfahrung. Wir sind nicht nur den Krisen ausgesetzt, die das Individuum im Verlauf von Kindheit und Adoleszenz, beim Eintritt in die Selbständigkeit und in das Alter, erleidet, sondern müssen auch fertig werden mit der Infragestellung jener Verbände, denen wir angehören, wie Familie, Stand, Kirche, Regiment, Bund, Firmenbelegschaft, Verein, Kommune, Region, Volk, Rasse.

Erik H. Erikson: *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt a. M. 1980.

Daß wir uns dem nicht entziehen können, hängt auch damit zusammen, daß die Gruppenidentität die Ich-Identität bedingt, daß sie – nach einer Formulierung Franz Oppenheimers – »vorsozial« ist, während das Selbstbewußtsein des Ichs »sozial« ist. Einen Hinweis auf diesen Zusammenhang findet man in der Rückhaltlosigkeit, mit der der einzelne in seinem Kollektiv aufgeht – eine Bereitschaft, die man an primitiven Gruppen gut beobachten kann, weil sie noch ungehemmt leisten, was man von gemeinsamer Identität erwarten kann: 1. Das Angebot eines stimmigen Weltbildes, das 2. den »Legitimitätsglauben« (Max Weber) der Mitglieder nährt und die »Zeitverwirrung« (Erik H. Erikson) des einzelnen mildert, 3. die Festlegung von Grenzen zwischen Oben und Unten, Innen und Außen, 4. die Organisation der entscheidenden zwischenmenschlichen Beziehungen, vor allem der sexuellen, 5. die Einrichtung ritueller Praktiken, die den Zusammenhalt stärken.



Identität – ideal: Holzschnitt von René-Yves Creston, etwa 1940

Daß trotz solcher Funktionstüchtigkeit soziale Einheiten problematisch werden, zerfallen oder in andere Gestalt übergehen, gehört zur menschlichen Grunderfahrung. Allerdings spricht vieles für die Wahrnehmung, daß der Prozeß der Modernisierung, vor allem in seiner Schlußphase, die wir als Globalisierung bezeichnen, kollektive Identitäten einem bis dato unbekannten Verschleiß aussetzt. Das Tempo der Veränderungen wirkt zerreibend auf das Selbst-Verständnis von Gruppen, das seine Widerstandskraft aus der langen Dauer bezieht, und die Konfrontation mit immer neuen, immer anderen Existenzformen stellt die Einheitlichkeit, die Homogenität in Frage, die die kollektive Identität durch Absetzung, durch Behauptung ihrer Alternativlosigkeit erreicht hat.

Wie man diesen Vorgang bewerten soll, ist durchaus umstritten. Ulrich Beck, einer der einflußreichsten Sozialwissenschaftler der Gegenwart, warnt vor Dramatisierung. Er illustriert seine Auffassung in einem Essay anhand der flüchtigen Bekanntschaft mit einem dänischen Geschäftsmann, der sich als »Weltbürger« versteht, Englisch wie seine zweite Muttersprache beherrscht, den kalkulierbaren Komfort von Kettenhotels zu schätzen weiß, die Möglichkeit genießt, in Frankreich indisch und in Indien italienisch zu essen, dem Handelsbarrieren ein Greuel sind, der mit »Europa« aber nichts anfangen kann, obwohl er die Segnungen der EU zu schätzen weiß, der sich zu Weihnachten durchaus als Christ fühlt, sozialdemokratisch wählt und gleichzeitig einer Bürgerinitiative angehört, um den weiter wachsenden Zustrom von Einwanderern zu verhindern.

Ulrich Beck: »Das Eigene, das Fremde und die Kommunikationsströme. Identitäten im Zeitalter der Informationsgesellschaft«, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 10. November 2003.



Identität – gestört: Transparent, Deutschland 2011

Der Mann ist nicht allein, sondern Teil einer zahlenmäßig wachsenden Gruppe, die dem, was Beck das »Melange-Prinzip« nennt, folgt; also kein Problem darin sieht, daß die Menge der Gruppenidentitäten unaufhörlich wächst, daß sie sich überschneiden, und vielfach in der Schwebe bleibt, welcher man verpflichtet ist, welcher nicht.

Weder die Überschneidung von Identitäten noch die daraus resultierenden Konflikte sind etwas Neues. Jede Dissidenz und jede Sezession beruhte auf der Infragestellung einer Identität und dem – gelungenen oder gescheiterten – Versuch, eine Alternative ins Leben zu rufen. Die Zahl der Beispiele ist groß: Sokrates, der dem Nomos der Stadt den Gehorsam unter Berufung auf seine innere Stimme verweigerte, die ihm sagte, wer er eigentlich sein sollte; Siddharta, der die Pflichten des Sohns, des Ehemanns, des Fürsten ablehnte, um ein Leben als Bettelmönch und Weiser zu führen und schließlich eine Weltreligion zu stiften; der römische Beamte im Gallien der Völkerwanderungszeit, der seinen Söhnen gotische Vornamen gab, um sich den neuen Herren genehm zu machen; der Ketzer, der auch vor der Inquisition behauptete, daß man sich die kosmischen Prozesse nach dem Muster gerinnender Milch vorstellen müsse; der Beamte, der zuerst dem König, dann der Republik, dann dem Kaiser, dann wieder dem König Treue schwor; die Bauernjungen im Sizilien des späten 19. Jahrhunderts, die mit dem Ruf »Lauft! Das Vaterland ist hinter euch her!« flohen, wenn sie eingezogen werden sollten; oder jener Henri Curiel, aus einer jüdischen Bankiersfamilie in Ägypten stammend, Kommunist, im französischen Exil einer der Hauptorganisatoren und -finanziers des algerischen, dann des palästinensischen Untergrunds. Das alles sind Beispiele dafür, daß die Vorstellung von dem, was unsere Identität ausmacht, nicht ganz festgelegt werden kann und daß die Loyalitätsforderung des größeren Ganzen niemals absolute Bedeutung hat, sondern nur relative, also beziehungsweise. Wenn die Zahl der denkbaren Beziehungen wächst, wächst zwingend auch die Zahl denkbarer kollektiver Identitäten.

Lothar Baier: *Gleichheitszeichen. Streitschriften über Abweichung und Identität,* Berlin (West) 1985.

Nur die Trägheit des historischen Prozesses und die Beschränktheit des menschlichen Aktionsradius haben in der Vergangenheit dafür gesorgt, daß Fälle wie die genannten Ausnahmefälle blieben. Das Leben der meisten war von »wohltuender Fraglosigkeit« (Arnold Gehlen) bestimmt. Sie waren verortet, gebunden, unterwarfen sich praktisch immer dem, was das Man verlangte. Die Infragestellung der Normalidentitäten in Europa seit dem Zeitalter der Glaubensspaltung hat der moderne Staat zu korrigieren gewußt, indem er sie einerseits stabilisierte, andererseits ersetzte, durch das, was man im genauen Sinn »nationale Identität« nennen kann. Zwischen der Mitte des 18. und der Mitte des 20. Jahrhunderts wurde nationale Identität zur ausschlaggebenden Identität, sie mediatisierte alle anderen Gruppenidentitäten, weil mit ihrer Hilfe durchzusetzen



war, daß die Loyalität zuerst dem Staat, nicht Vater und Mutter, Blutsverwandten, dem Pfarr- oder Brotherrn, nicht der Partei oder Klasse gehörte. Dieses Modell hat sich als erstaunlich stabil erwiesen, mindestens die inneren Konflikte minimieren zu können. Dabei wurde zwar auch auf Zwangsmittel gesetzt, doch in erster Linie mit den Mitteln der großen erzieherischen Institutionen – Schule und Armee – gearbeitet, um die Nation »in den Herzen« (Jean-Jacques Rousseau) zu verankern.

Trotzdem spricht Beck von einer dahinterstehenden »Gefängnistheorie« der Identität, die sich im Grunde nur gewaltsam durchsetzen ließ. Diese dunkle Folie erlaubt es ihm, die Gegenwart in einem zwar nicht ganz ungetrübten, aber doch freundlichen Licht erscheinen zu lassen. Zwar sieht er die Gefahr massenhafter Desorientierung des neuen Nomadentums und die Überforderung durch die Begegnung mit immer anderem, verwirft außerdem die Idee eines Weltstaates als politischer Überorganisation, aber er vertraut doch darauf, daß die Menschen »sich ihr Identitätsmosaik, ihre Bindungen« selbst zusammenfügen können.

Gaetano Benedetti/Louis Wiesmann (Hrsg.): *Ein Inuk sein. Interdisziplinäre Vorlesungen zum Problem der Identität,* Göttingen 1986.

Nur am Rande spricht Beck von den Gefahren des »Fundamentalismus«, den er interessanterweise definiert als krampfartiges Festhalten an einer einmal gegebenen Identität. In diesem Sinn erscheint etwa der Islamismus als inadäquate weil vormoderne Fixierung auf eine Gruppenzugehörigkeit. Verknüpft ist die Zurückweisung weiter mit der Annahme, daß adäquat die Aufgabe solcher Fixierung wäre, zugunsten eines modernen Konzepts, das die Glaubensorientierung entweder ablehnt oder mit anderen Identitätsangeboten zu einem *patchwork* verknüpft.

Dabei werden von Beck zwei entscheidende Faktoren übersehen: zum einen, daß Fundamentalismus eine spezifisch moderne Erscheinung ist, zum anderen, daß die Existenz der »Sowohl-als-auch-Lebensformen«, von denen er spricht, nur in Phasen der Transformation denkbar sind. Es ist deshalb darauf hinzuweisen, daß alle Fundamentalismen sich – gekonnt – moderner Mittel bedienen und auch keineswegs ein Zurück anstreben, sondern ein eigenes Zukunftsmodell entwerfen, das allerdings die Pluralisierungstendenz der modernen Welt ausschließt. Wenigstens an diesem Punkt berühren sie sich mit den klassischen totalitären Bewegungen und Regimen, deren Erfolg eben weder aus Rückständigkeit oder ökonomischen Verwerfungen zu erklären ist, sondern aus der Reaktion auf eine Infragestellung kollektiver Identität. Die Tatsache, daß alle Faschismen in erster Linie Nationalismen waren, hat damit zu tun, daß die Beleidigung und Beschädigung nationaler Identität mit einer Radikalkur geheilt werden sollte. Auch die religiösen oder pseudoreligiösen Züge der Bewegungen und Regime weisen in diese Richtung und auf eine Parallele zum Hindu- oder zum islamischen Fundamentalismus hin, zu deren Zielen immer die vollständige Integration der einzelnen gehört, um die Identität nicht nur zu sichern, sondern ihr jene Ausstrahlungskraft zu verleihen, die als ursprünglich angenommen wird.

Man sollte das als Warnung verstehen, eine Warnung davor, daß das dauerhafte Nebeneinander sich widersprechender Gruppenidentitäten aus politischen Gründen schwer vorstellbar ist. Wenn man mit Carl Schmitt davon ausgeht, daß jede Entgegensetzung latent politisch ist und sich die Latenz enthüllt, sobald die Entgegensetzung einen gewissen Intensitätsgrad erreicht, dann stellt sich zwingend die Frage, was geschieht, sobald aus verschiedenen Gruppenidentitäten einander ausschließende Loyalitätsforderungen folgen. Was gemeint ist, kann man nicht nur an den *failed states* ablesen, wo die Zugehörigkeit zu Clan, Stamm oder Religionsgruppe die Verpflichtung auf eine wie immer vorgestellte Nation ausschließt. Zu denken ist auch an die Macht der großen Verbrechersyndikate Lateinamerikas, die etwa in Mexiko oder Brasilien wie Staaten im Staat agieren, mit eigenen Streitkräften, Spionagenetzen, Sozialeinrich-

tungen, Gesetzen; an der Bildung ethnischer Brückenköpfe in Großbritannien, wo die Migrantenquote im öffentlichen Dienst auch dazu führt, daß sich eine junge Muslima zweimal überlegt, ob sie der Polizei die drohende Zwangsverheiratung anzeigt; an den bisher nur wortreichen Appell des türkischen Ministerpräsidenten Erdogan, der die in Deutschland lebenden Türken auffordert, wohl die Vorteile der deutschen Staatsbürgerschaft in Anspruch zu nehmen aber doch ihr Volkstum festzuhalten; oder an die Kommentkämpfe zwischen Jugendbanden in den Ballungszentren aller europäischen Länder und Nordamerikas, die ihre Identität aus einer Mischung von Völkischem und Fantasy-Elementen beziehen, wo man uralte Totems neben Ghettokleidung sieht und die Kampfgesänge als Rap ertönen. Daß die auf dem Feld der Identitätspolitik lauernden Gefahren kaum erkannt werden, hat mit dem postmodernen Verständnis von Identität zu tun. Von einer Theorie kann man nicht sprechen, es geht eher um ein Werbekonzept für »Verschiedenheit« – *diversity*. Hatte man lange Zeit in kollektiver Identität nur ein Relikt gesehen, meint man jetzt das Potential nutzen zu können, das in der immer neuen Erfindung des Gruppen-Selbst liegt. Vorausgesetzt wird allerdings, daß es unverbindlich bleibt, keine Machtansprüche durchgesetzt werden, jede Identität nicht nur leicht zu konstruieren, sondern auch leicht zu dekonstruieren ist, Teil einer Merkmalsmenge, mit der sich der Mensch von Fall zu Fall versieht und die angesichts der verschwimmenden Grenze zwischen Realität und Virtualität immer bunter und phantasievoller ausfallen kann. Die dahinter stehenden Annahmen über die Gesetzmäßigkeit sozialer Prozesse überbieten sogar den von Beck vertretenen Optimismus. Allerdings ist der Nachdruck, mit dem entsprechende Vorstellungen in der westlichen Welt propagiert werden, auch als Indiz zu werten, wie groß die Besorgnis ist, daß das Kalkül nicht aufgehen könnte. Es gibt eine Ahnung, daß kollektive Identität eine ernstere Sache ist, daß sie nicht einem Oberflächen-, sondern einem elementaren, das heißt anthropologischen Bedürfnis entspricht.

Herman Schmalenbach: »Zur soziologischen Kategorie des Bundes«, in: *Die Dioskuren,* Bd. 1, München 1922, S. 35–105.

Mit dieser Feststellung ist selbstverständlich nichts gesagt über die Erfolgsaussichten eines bestimmten Entwurfs kollektiver Identität. Dessen wichtigste Ursache ist ein Elitegefühl, letztlich die Vorstellung, zu einer Gemeinschaft von Auserwählten zu gehören. Dieses Empfinden kann sich mit objektiven Gegebenheiten (Abstammung, kulturelle Zugehörigkeit) verbinden, aber in historischer Zeit ging es vor allem um ein willkürliches Moment, eine gewisse überindividuelle Anschauung von großer Attraktivität. Die wirkt zuerst auf eine Minorität – und oft bleibt es dabei –, aber unter bestimmten Umständen strahlt sie auf die Masse aus, weckt diese aus ihrer üblichen Lethargie und durchdringt sie mit einem neuen Pathos, einer Vorstellung von dem, was sie ausmacht und wozu sie imstande sein könnte. Damit verbunden ist immer ein Prozeß der Vereinheitlichung, der sozialen und kulturellen Disziplinierung, der heute meistens abwertend beschrieben wird. Tatsächlich handelt es sich aber um jenes In-Form-Bringen, das überhaupt erst historische Existenz möglich macht.

Ein Letztes: Der Anthropologe Michael Tomasello hat die Theorie entwickelt, daß der Erfolg unserer Spezies ganz wesentlich auf spezifischen Formen der Kooperation beruht, Kooperation innerhalb eines sozialen Verbandes, der sich hinreichend deutlich von anderen unterscheidet und Merkmale aufweist, die geeignet sind, um als Signale verstanden zu werden. Der Verschiedenheit der Sprachen, die sich parallel zur Differenzierung der Menschheit entwickelte, kommt in dem Zusammenhang große Bedeutung zu. Fest steht jedenfalls, daß die Signale uns sagen, ob wir dazugehören oder nicht. Dabei liegt auf der Hand, daß sich im Zuge der geschichtlichen Entwicklung nicht nur die Größe der Gruppen, sondern auch die Menge und der Charakter der Signale verändert hat. Die europäischen Nationen dürften so etwas wie einen Grenzwert des Erreichbaren bezeichnen, das heißt, sie stifteten Identitäten, die sich auf zahlenmäßig starke Kollektive bezogen, deren Einheit nur noch symbolisch zu erleben war. Trotzdem gelang es den Nationen, eine außergewöhnlich starke, bindende Kraft zu entfalten. Vieles spricht dafür, daß es damit vorbei ist. Das heißt aber nicht, daß die Frage kollektiver Identität erledigt wäre. Sie stellt sich vielmehr mit neuer Dringlichkeit, weil der Zustand des Sowohl-als-auch, an den wir uns fast gewöhnt hatten, keine Dauer hat. Wenn das Interregnum zu Ende geht, gilt es, neu oder wieder zu bestimmen, wer wir sind, wer wir sein sollten.

Michael Tomasello: *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation,* Frankfurt a. M. 2010.

Autoren dieses Heftes

Siegfried Gerlich, 1967, studierte Philosophie und Musikwissenschaft in Hamburg, freischaffender Autor und Pianist.
Ernst Nolte. Portrait eines Geschichtsdenkers, Schnellroda 2009

Manfred Kleine-Hartlage, 1966, ist Diplom-Sozialwissenschaftler in der Fachrichtung Politische Wissenschaft. Er veröffentlicht regelmäßig aktuelle politische Kommentare, Analysen und Essays in seinem Internet-Blog www.korrektheiten.com.
Das Dschihad-System. Wie der Islam funktioniert, Gräfelfing 2010

Ellen Kositza, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.
Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).
Deutsche Opfer, fremde Täter. Ausländergewalt in Deutschland – Hintergrund, Chronik, Prognose, gemeinsam mit Michael Paulwitz, Schnellroda 2011

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie.
Schlüsselwerke, Band 2 des *Staatspolitischen Handbuchs,* hrsg. gemeinsam mit Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2010

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmemacher und freier Journalist.
Besetztes Gelände, Deutschland im Film nach '45, Schnellroda 2010

Felix Menzel, 1985, studiert Medien- und Kommunikationswissenschaft, Politik und BWL in Halle/Saale. Verantwortlicher Redakteur von www.blauenarzisse.de.
Medienrituale und politische Ikonen, Schnellroda 2009

Volker Mohr, 1962, Studium der Architektur, schreibt Erzählungen und Sachbücher. Seine Themen kreisen um das Verhältnis von individuellem und kollektivem Schicksal, um die Frage nach der Identität und der persönlichen Souveränität.
Der Verlust des Ortes, Schnellroda 2011
Morgenland, Roman, Schaffhausen 2010

Chaim Noll, 1958, ursprünglich Hans Noll, wuchs als Sohn des Schriftstellers Dieter Noll in der Nomenklatura der DDR auf. Er verweigerte den Wehrdienst, übersiedelte 1984 nach West-Berlin und 1995 nach Israel. 1998 erhielt er die israelische Staatsbürgerschaft. Sein vorliegender Aufsatz ist die erweiterte Fassung eines Textes, der in der Juli-Ausgabe der *Jüdischen Zeitung* erschien.
Feuer. Roman, Berlin 2010
Meine Sprache wohnt woanders. Gedanken zu Deutschland und Israel, gemeinsam mit Lea Fleischmann, Frankfurt 2006

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker.
Präventivkrieg Barbarossa. Fragen, Fakten, Antworten, Schnellroda 2011
Churchill, Hitler und der Antisemitismus. Die deutsche Diktatur, ihre politischen Gegner und die europäische Krise der Jahre 1938/39, Berlin 2008

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.
Armin Mohler. Eine politische Biographie, Schnellroda 2011
Kurze Geschichte der konservativen Intelligenz nach 1945, Berlin 2011
Leitbegriffe, Band I des *Staatspolitischen Handbuchs,* hrsg. von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2009

Ein Jahr nach Sarrazin: Besichtigung des Schlachtfeldes

von Manfred Kleine-Hartlage

Ein Jahr nach Sarrazin sieht es so aus, als habe sich überhaupt nichts getan. Einige Wochen lang war die übliche Diskursinszenierung in Unordnung, wurden im öffentlich-rechtlichen Fernsehen unbotmäßige Wahrheiten ausgesprochen, rissen die Kunden den Buchhändlern diese Wahrheiten förmlich aus den Händen, schien das erfolgreichste politische Sachbuch der Nachkriegszeit eine dramatische Wende einzuleiten, schien geradezu ein Aufstand in der Luft zu liegen.

Da sich aber niemand fand, der einem solchen Aufstand Stimme, Ziel und Richtung gegeben hätte, besann sich das Establishment auf seine ureigensten Methoden. Da man Sarrazin in offener Feldschlacht nicht hatte schlagen können, wurde zunächst eine neue Sau durchs Dorf gejagt und mit »Stuttgart 21« ein Thema von höchstens regionaler Bedeutung zur nationalen Schicksalsfrage hochgeschrieben. Der Diskurs *mit* Sarrazin wurde abgebrochen und durch einen Diskurs *über* Sarrazin, im wesentlichen bestehend aus pejorativen Halbsätzen, ersetzt. Sarrazin wird immer noch häufig erwähnt, aber nur, um einen in Wahrheit nicht existierenden Konsens zu suggerieren, wonach seine Thesen »rassistisch«, »unwissenschaftlich« und so weiter seien. Da man es versäumt hatte, sein Buch so totzuschweigen, wie man es mit anderen mißliebigen Titeln tut, und da auch die Strategie der Skandalisierung und des öffentlichen Exorzismus nicht verfangen hatte, die bei Ernst Nolte, Philipp Jenninger, Martin Hohmann und vielen anderen so erfolgreich praktiziert worden war, verlegte man sich auf Schadensbegrenzung und hat damit allem Anschein nach Erfolg:

Ein Jahr nach Sarrazin läuft die bundesdeutsche Diskursmaschinerie so rund wie eh und je, ist die politische Klasse fest entschlossen, dafür zu sorgen, daß Deutschland zum Islam gehört, fahren die Grünen einen Wahlsieg nach dem anderen ein, werden Veranstaltungen von Islamkritikern von gewalttätigem Mob verhindert, treibt der »Antirassismus« so pittoreske Blüten wie den »Linguizismus« (mit welchem Begriff der Wunsch, daß Ausländer in Deutschland deutsch sprechen mögen, als

»Rassismus der Sprache. Österreich: Türkisch ist keine Fremdsprache«, http://derstandard.at/1304554024377/Rassismus-der-Sprache-Oesterreich-Tuerkisch-ist-keine-Fremdsprache

quasi-rassistisch gebrandmarkt wird) und ist die drohende Selbstabschaffung Deutschlands kein Thema für eine Meinungsindustrie, die sonst keine Gelegenheit vorübergehen läßt (»Klimawandel«, Fukushima), den drohenden Weltuntergang an die Wand zu malen. Hätten nicht die »Bürger in Wut« bei der Bremer Bürgerschaftswahl einen kleinen Achtungserfolg erzielt, und gäbe es nicht den einen oder anderen CSU-Politiker, der es inzwischen wieder für nötig hält, das Wahlvolk mit mehr oder weniger starken Sprüchen bei Laune zu halten, man könnte meinen, es hätte sich überhaupt nichts getan.

Dieser Eindruck allerdings trügt. Wenn man verstehen will, wie sehr Sarrazin das Machtgefüge der BRD erschüttert hat, muß man einen Moment lang von der Ebene der täglichen Aufgeregtheiten abstrahieren und die Architektur dieses Gefüges unter die Lupe nehmen:

Ginge es nach dem uns regierenden, desinformierenden und indoktrinierenden Kartell aus Politik, Medien und Wissenschaft, so müßte der ideale Bürger der BRD unter anderem glauben, daß der Islam zu Deutschland gehöre, daß alle Religionen dasselbe wollten, daß es gleichwohl keine intolerantere Religion gebe als das Christentum, daß ethnische »diversity« gesellschaftliche Harmonie garantiere (und nicht etwa den Bürgerkrieg), daß ohne die EU morgen ein Krieg ausbräche, daß es keine angeborenen Unterschiede zwischen Mann und Frau gebe, daß Kinder in der Obhut dreier Transsexueller mindestens so gut aufgehoben seien wie in der ihrer leiblichen Eltern, daß Intelligenz nicht erblich und die Existenz von Völkern ein Hirngespinst rechtsradikaler Demagogen sei, und daß es so etwas wie »Wahrheit« überhaupt nicht gebe.

Obwohl dieses Kartell sich redlich und erfolgreich bemühte, einen flächendeckenden Verblendungszusammenhang aufzubauen und so dafür gesorgt hat, daß man eine prinzipiell (und nicht nur graduell) von diesen Glaubenssätzen abweichende Position kaum noch mit Anspruch auf gesellschaftliche Wirksamkeit vertreten kann, plagt es sich mit einem Phänomen herum, das seine eigenen Ideologen in unfreiwilliger Selbstentlarvung den »Extremismus der Mitte« nennen: Nicht sie, die Ideologen, die sich solche Kleinigkeiten wie die Abschaffung von Wahrheit, Religion, Volk, Familie und Nationalstaat zum Ziel gesetzt haben, sind die Extremisten, sondern die Menschen, die all diese Dinge unverständlicherweise immer noch für notwendig und segensreich halten und obigen Glaubenssätzen ungläubig gegenüberstehen.

Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): *Die Mitte in der Krise. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2010*, Berlin 2010.

Daß sie dies tun, hängt zum einen damit zusammen, daß die Unterscheidung von Wir und Sie, Wahr und Unwahr, Mann und Frau, daß die Bevorzugung des Eigenen gegenüber dem Fremden eine natürliche, wahrscheinlich genetisch verankerte menschliche Eigenschaft ist, zumindest aber, daß Gesellschaften, die solche Unterscheidungen aus ideologischen Gründen nicht zulassen, keine Überlebenschancen haben, unsere eigene also längst verschwunden wäre, wenn unsere Vorfahren das geglaubt hätten, was man uns heute zu glauben zumutet.

Zum anderen widerspricht diese Ideologie der täglichen Erfahrung von Millionen: Sie ist ungefähr so glaubwürdig wie eine hypothetische Ideologie, der zufolge der Regen von unten nach oben fällt. Wer eine solche verbreiten wollte, müßte die Menschen dazu erziehen, ihren eigenen Augen nicht zu trauen, und in der Tat ist genau dies die von besagten Ideologen verfolgte Strategie.

Daß ihre Ideologie immer noch gesellschaftlich dominant ist, hat nämlich weniger mit den aufwendigen pseudowissenschaftlichen Rationalisierungen zu tun, mit deren Hilfe zum Beispiel begründet wird, warum ein Terroranschlag, bei dem der Täter »Allahu akbar« ruft, nichts mit dem Islam zu tun habe. Solche Rationalisierungen würden in homerischem Gelächter untergehen, wenn man die Menschen nicht dazu konditioniert hätte, ihre natürlichen Empfindungen und ihre eigenen Wahrnehmungen, sofern sie der herrschenden Ideologie zuwiderlaufen, für etwas »Böses« zu halten. Wer will schon »Rassist« sein (weil er das eigene Volk für erhaltenswert hält), wer zum »Stammtisch« (d.h. zum »ressentimentgeladenen« Plebs) gerechnet, wer des »Hasses« oder einer der ungezählten »-phobien« und »-ismen« bezichtigt werden, mit denen die herrschende Ideologie den Gebrauch des gesunden Menschenverstandes zum Gedankenverbrechen erklärt? Freudianisch gesprochen, hat die Ideologie das Über-Ich okkupiert. Indem sie Gefühle und Wahrnehmungen, welche die

Menschen gar nicht vermeiden können, als »böse« markiert, hält sie sie im Zustand eines permanenten schlechten Gewissens, das sie nötigt, Buße zu tun, und bestünde die Buße in der Verleumdung Andersdenkender.

Da man diese Gefühle und Wahrnehmungen aber nicht aus der Welt schaffen kann, lebt der Bundesbürger im Zustand der permanenten kognitiven Dissonanz: Auf der einen Ebene weiß er Dinge, die er auf einer anderen nicht wahrhaben darf, und was die »bösen« Empfindungen angeht, so muß er sich selbst einreden, daß er sie nicht hat – bzw. daß nicht er sie hat, sondern höchstens die bösen Rechten. Die Hysterie, mit der der »Kampf gegen Rechts« geführt wird, wäre psychologisch unmöglich, wenn der Bundesbürger nicht im »Rechten« das bekämpfen würde, was er im eigenen Innern fürchtet, nämlich die Anfechtung des ideologiedurchtränkten Über-Ichs durch die eigenen Gefühle und die wahrgenommene Wirklichkeit.



Kognitive Dissonanz setzt den Betroffenen unter Spannung und zwingt ihn, sie durch Vereindeutigung aufzulösen: Eine der beiden einander widersprechenden Wahrheiten muß weichen. Aus der Sicht der herrschenden Ideologie ist dieser Zustand höchst zweischneidig: Solange der Betroffene wie gewünscht reagiert, die Dissonanz also nach der Seite der herrschenden Ideologie hin auflöst, läßt sich aus ihr noch zusätzliche Energie für die immer schwieriger werdende Aufrechterhaltung des Verblendungszusammenhangs ziehen. Die enorme Anstrengung aber, die es jeden einzelnen kostet, gegen die eigenen Wahrnehmungen und Empfindungen anzukämpfen –, und die in dem Maße größer wird, in dem die Wirklichkeit die Ideologie dementiert – beinhaltet die Gefahr der plötzlichen Deprogrammierung: Die Bereitschaft zur ideologischen Selbstzensur läßt in dem Maße nach, wie sie beansprucht wird – und sie wird stets und ständig und immer mehr strapaziert, nicht zuletzt dadurch, daß der Katalog der Gedankenverbrechen immer länger wird. Dabei ist es wahrscheinlich, daß die erschöpfungsbedingte Ablehnung eines der herrschenden Ideologeme in kurzer Zeit auch zur Ablehnung aller anderen führt. Dies ist übrigens der Grund, warum gerade die islamkritische Szene so schrill verteufelt wird, obwohl sie etliche Grundannahmen der herrschenden linksliberalen Ideologie mehrheitlich immer noch teilt. Islamkritik ist so etwas wie eine Einstiegsdroge.

Wer nicht kämpft, hat schon verloren – Plakat 2011

Je stärker die Loyalität des Bundesbürgers gegenüber dem herrschenden Paradigma unter Druck gerät, desto wichtiger wird es, die Schweigespirale aufrechtzuerhalten: Der einzelne, der den Regen von oben nach unten fallen zu sehen glaubt, soll dies für eine Sinnestäuschung halten, da alle anderen offenbar den Regen von unten nach oben fallen sehen. Der einzelne, der sich im eigenen Land immer fremder fühlt, soll glauben, nur er empfinde so, zusammen höchstens mit einigen Rechtsradikalen oder »Extremisten der Mitte« oder auch »dem Stammtisch«, und sich dessen gefälligst schämen.

Wie jedes andere repressive Regime lebt auch dieses davon, jeden Untertanen über die Meinung seiner Mituntertanen im dunkeln tappen zu lassen. Nicht zufällig werden bei einem Staatsstreich die Rundfunksender als erstes besetzt, nicht zufällig ist gerade die Versammlungsfreiheit jeder Diktatur ein Dorn im Auge, und nicht zufällig konzentrieren sich die gewalttätigen ultralinken Vortrupps, die für das Establishment die Drecksarbeit erledigen, darauf, gerade Versammlungen zu sprengen oder zu verhindern.

Am wichtigsten freilich ist die Kontrolle der veröffentlichten Meinung. Die Fiktion eines ideologischen Konsenses (zumindest »der Anständigen«) mag durchsichtig sein, sie tut ihre Wirkung, solange es gelingt, wenigstens den Schein zu wahren. Dringt jedoch die Auffassung, daß der Regen womöglich doch von oben nach unten fällt, erst in den öffentlichen Diskurs ein, droht ein Lawineneffekt. Die Bereitschaft zur Konformität mit der geforderten Meinung sinkt in dem Maße, wie die Anzahl der Nonkonformisten steigt, und die Soziologie hat im Wege der mathematischen Analyse starke Indizien dafür gefunden, daß ein auf Konformismus beruhender »Konsens« rapide in sich zusammenbricht, sobald der Anteil der Nonkonformisten erst einen gewissen Schwellenwert überschreitet. Die wachsenden Anstrengungen, die das Establishment zur Diskurskontrolle unternimmt, reflektieren sein Wissen um die wachsende latente Instabilität der Meinungsdiktatur und die galoppierende Schwächung ihrer Deutungshoheit. Sie sind kein Zeichen von Stärke, sondern von Schwäche.

S. Sreenivasan et al.: *Social consensus through the influence of committed minorities,* http:/arxiv.org/pdf/1102.3931v2

Bevor es dahin kommt, ist freilich von den untergründigen Verschiebungen wenig zu sehen und scheint das Regime sicher im Sattel zu sitzen. Noch Anfang 1989 konnte Erich Honecker prahlen, die Mauer werde noch hundert Jahre stehen, weil er die vielen Menetekel übersehen hatte, die den Umsturz ankündigten. Fast jeder Umwälzung geht ein Wetterleuchten voraus, das für einen Moment die Szene in gleißendes Licht taucht und die Instabilität des Regimes offenlegt – und damit langfristig vergrößert. Was etwa Marie-Antoinettes Halsbandaffäre, die gescheiterte russische Revolution von 1905 oder die Vorgänge um die Ausbürgerung von Wolf Biermann zu den jeweils einige Jahre später folgenden Revolutionen beigetragen haben, wird man kaum überschätzen können. In allen Fällen wurde plötzlich sichtbar, daß der von den Herrschenden gewünschte und suggerierte Konsens über die Legitimität ihrer Herrschaft in Wahrheit nicht existierte. Ein kurzer Moment nur, gefolgt von erneuter Dunkelheit, und alles ging seinen Gang, als wäre nichts gewesen; aber niemand hatte vergessen, was er in jenem Moment gesehen hatte.

Daß Deutschland sich abschafft, ist mittlerweile zum Gemeinplatz geworden. Es gibt leider Gottes nicht wenige, die diesen Sachverhalt resigniert oder achselzuckend hinnehmen oder ihn sogar begrüßen. Bezweifelt wird er aber von kaum jemandem, jedenfalls nicht an der Basis der Gesellschaft, und diejenigen, denen der Niedergang des eigenen Volkes und die drohende Verslumung Deutschlands Sorgen macht, sind gegenüber den anderen durchaus in der Mehrheit. Ein Konsens politischen Wollens ergibt sich daraus noch nicht, wohl aber einer über die Existenz eines Sachverhalts.

Den Verlautbarungen der meinungsbildenden Klassen, die unbekümmert ihre Wunschbilder und Phrasen zum besten geben; die uns Luftschlösser als krisenfeste Immobilien andrehen und uns versichern, man könne mit Seifenblasen Fußball spielen, haftet unter diesen Umständen etwas seltsam Spukhaftes und Wirklichkeitsloses an, und dies keineswegs nur in den Augen konservativer Querköpfe.

Es drängt sich der Vergleich mit der Endphase der DDR auf: Ein Kartell von korrupten Machthabern und ihnen zuarbeitenden Ideologen, unfähig, die Wirklichkeit adäquat zu beschreiben, erst recht unfähig, die sich aus ihr ergebenden Probleme zu lösen, überklebt den Riß zwischen Ideologie und Realität mit Propagandaplakaten (die heute in Berlin so allgegenwärtig sind wie früher im Ostteil der Stadt) und frisch gedrucktem Geld, kriminalisiert seine Kritiker und spielt sich als Vormund des Volkes auf, stets unter Berufung auf eine hochtrabende Geschichtsphilosophie, wonach die Verwirklichung ihrer Utopien – damals des Kommunismus, heute des Globalismus mit seinen Nebenideologien – historisch unvermeidlich sei, weswegen weder Ochs noch Esel sie aufhalten könnten; selbstredend fällt ihnen nicht auf, daß allein der Aufwand, den sie selbst entfalten, um diese Entwicklungen voranzutreiben, die These von deren »Unvermeidbarkeit« ad absurdum führt.

Die herrschende Kaste hat berechtigten Anlaß zur Sorge: Jeder Tag, der vergeht, höhlt den ideologischen Konsens weiter aus, auf den ihre Politik sich stützt. Oft aufgrund unspektakulärer Erlebnisse rücken täglich Menschen von links nach rechts, während kaum einer den umgekehrten Weg einschlägt. Trotzdem ist die Frage offen, ob die Delegitimierung des Regimes konkrete politische Folgen haben wird, oder ob sie in der Vertiefung der vielzitierten, folgenlosen Politikverdrossenheit versandet.

Annullierung der Aufklärung

von Chaim Noll

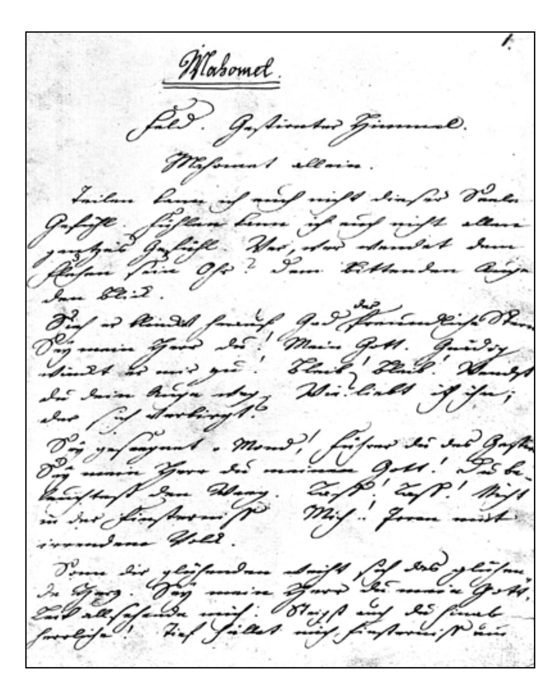
Im Mai dieses Jahres kündigte die Alte Synagoge in Essen einen Vortrag von mir an, der den Ärger muslimischer Verbände erregte. Besonders wegen einiger Sätze im Ankündigungstext, den die Alte Synagoge verschickt hatte: »Judenfeindliche Ressentiments spielen seit Niederschrift des Koran im 7. Jahrhundert und dem Massaker gegen die Juden von Medina im Jahre 628 durch Mohammed im Islam eine fundamentale Rolle. Bis heute kann dieser fundamentale Judenhaß reaktiviert und instrumentalisiert werden. Ein Beispiel dafür liefert die im Gaza-Streifen herrschende Organisation Hamas in ihrer Charta … Der Vortrag beschäftigt sich mit neuen Formen von Judenhaß und Feindschaft gegenüber Israel, mit den Zusammenhängen zwischen beiden und ihren Auswirkungen auf die Stimmung in Europa.«

Muhammet Balaban, Sprecher der »Kommission Islam und Moscheen in Essen«, fühlte sich durch diesen Text »persönlich beleidigt«. Er sah darin »Angriffe auf den Propheten, den Koran und auf alle Muslime«. In einem Brief an den Oberbürgermeister protestierte Balaban, ein wohlhabender türkischer Geschäftsmann und einflußreicher Bürger der Stadt Essen, gegen die geplante Veranstaltung. Dabei erwies er sich als versiert im Vokabular der Stigmatisierung: »Es ist inakzeptabel, daß diese Einrichtung (die Alte Synagoge – Ch.N.) Mißtrauen, Haß, Anfeindung und Unfrieden in unserer Gesellschaft sät«. Balaban sorgte selbst dafür, daß eine öffentliche Debatte entstand, indem er seinen Protestbrief an dreizehn weitere Empfänger (darunter die Ministerpräsidentin des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen) und an die Medien verteilte. Er war sich dabei der politischen Macht seines »Integrationsrates« bewußt, wie er in einem Interview im vergangenen Jahr erläuterte: »Wir haben mit der Konstellation, wie sie der Integrationsrat jetzt aufweist, nach über zwanzig Jahren erstmals die Möglichkeit, über die beratende Funktion hinaus einen Einfluß auf die politischen Entscheidungen in dieser Stadt zu nehmen.«

In diesem Sinne war offenbar auch sein Brief gemeint. Über meinen Vortrag hinaus – zu dem Herr Balaban eingeladen war, aber nicht er-

schien – versuchte er Einfluß auf die künftige Arbeit der Alten Synagoge zu nehmen. Es sei »schon seit Jahren zu beobachten«, fand er, »daß die Alte Synagoge sich immer mehr von ihrer eigentlichen Mission entfernt und islamfeindlichen Tendenzen enorm Anschub leistet«. Gegenüber der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung* fügte er hinzu, ihm sei bekannt, daß man in einer Demokratie über alles diskutieren dürfe, auch über den Islam, doch nur an Orten, die ihm dafür passend – und offenbar für Deutschland typisch – scheinen: »Das kann meinetwegen in einer Kneipe geschehen, aber nicht in einer öffentlichen Einrichtung wie der Alten Synagoge, die ich mit meinen Steuergeldern mitfinanziere.«

All dies sei hier in Ausführlichkeit zitiert, weil es den Mechanismus eines Mißverständnisses offenbart: Meinungsfreiheit kann man offenbar so verstehen, daß sie ein Instrumentarium darstellt, sich selbst größtmögliche Freiheit der Äußerung zu verschaffen und zugleich die anderen mundtot zu machen. Dieser Ansatz funktioniert besonders gut in einem Land wie Deutschland, durch das die Schatten der Schuldgefühle geistern, die tiefsitzende Furcht vor einem falschen Wort, die Straf-Exerzitien der *political correctness*. Balaban spielt virtuos mit den Ängsten der deutschen Lokalpolitiker, an die er sich in seinem Schreiben wendet, in zunehmend drohender Attitüde. Am Ende seines Briefes stellt er Forderungen – etwa die, der Oberbürgermeister der Stadt Essen solle »dafür Sorge tragen, daß die Leitung der Alten Synagoge ihre Haltung zu der Gesamtverantwortung in unserer Stadt und Gesellschaft ändert«.


Mahomet

Goethes Handschrift vom Anfang des Mahomet *(1772–73)*

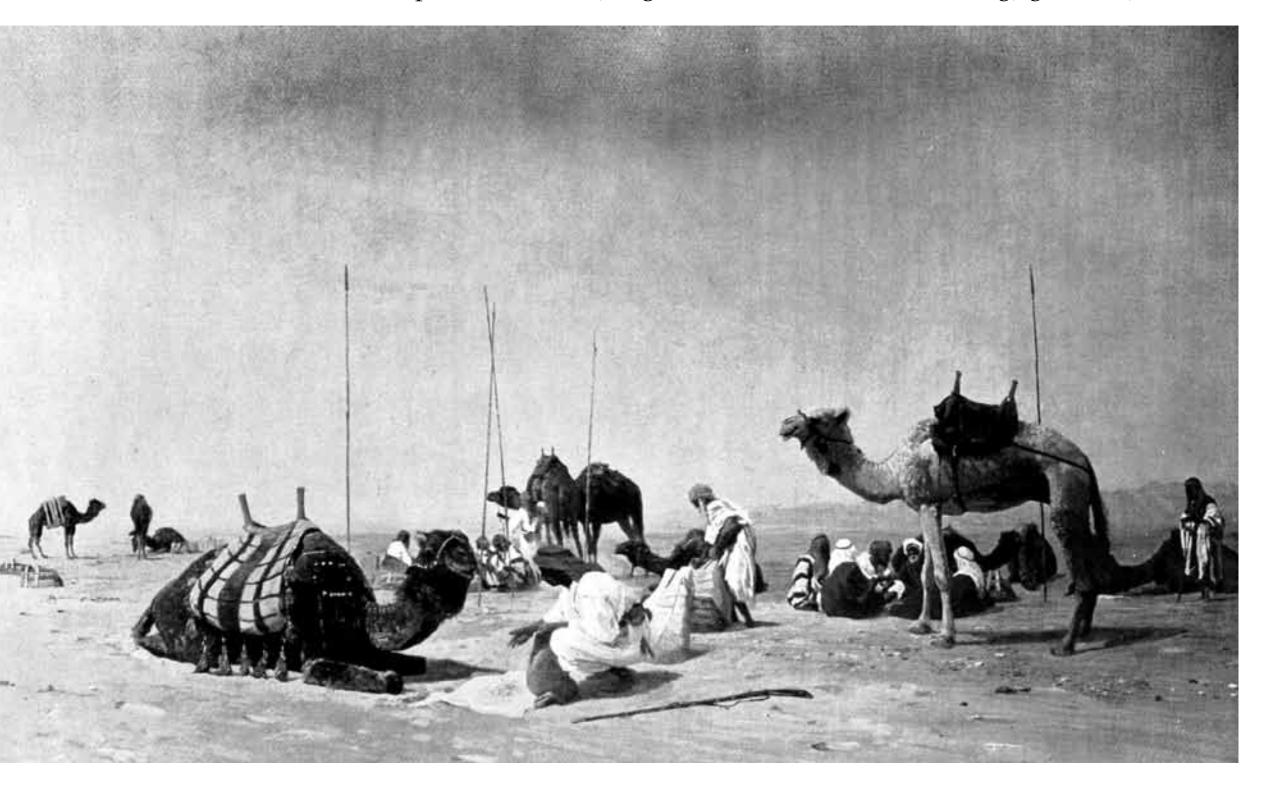
Wirklich zeigte der Essener Oberbürgermeister den bekannten Reflex und stimmte Balaban zu, auch er in einem offenen Brief: »Daher erwarte ich, daß die neue Leitung der Alten Synagoge sich den Integrationsgedanken deutlich mehr zu eigen macht, als dies bisher der Fall war.« Und nun ereignete sich das eigentlich Erstaunliche: Die Leitung der Alten Synagoge gab nicht nach. Sie verteidigte ihr Recht auf eine dem muslimischen Funktionär unliebsame Meinungsäußerung. Sorgte dafür, daß der Vortrag stattfinden konnte, nach Lage der Dinge unter Polizeischutz. Ihre Zivilcourage fand breite Unterstützung in der Bevölkerung, durch Leserbriefe an die Medien und Zuschriften an den Oberbürgermeister, der seinen Angriff gegen die Alte Synagoge rasch zurückzog – das erfreulichste Ergebnis dieser Affäre.

Doch in vielen Fällen sind die Versuche muslimischer Vertreter, den in Europa seit Jahrhunderten üblichen Diskurs der Meinungen zu verhindern, von Erfolg gekrönt. Das Zurückweichen vor ihren Schweige-Geboten wurde von vielen Politikern und »Meinungsführern« verinnerlicht wie etwas Selbstverständliches. Es handelt sich hierbei nicht um Politik (wie auch mein Vortrag in Essen kein politischer Vortrag war). Wachsende Bereiche des literarischen, philosophischen oder kulturellen Erbes werden auf verschämte Weise verschwiegen und aus der Rezeption ausgeblendet, weil ihre bloße Erwähnung den Unmut der neuen Meinungswächter hervorrufen könnte. So wird, um ein eklatantes Beispiel zu nennen, Voltaires berühmtes Stück *Le Fanatisme ou Mahomet le Prophète* heute nirgendwo mehr in Europa aufgeführt, auch nicht im deutschen Sprachraum, obwohl die deutsche Fassung des Stückes von Goethe stammt und nach Ansicht der wenigen Literaturwissenschaftler, die sie zu erwähnen wagen, aus mehreren Gründen von größtem kulturhistorischen Interesse ist.

Die Unterdrückung von Voltaires *Mahomet*-Stück ist ein besonders beschämender Fall europäischer Kultur-Verleugnung. Diese Verleugnung geschieht unter dem Druck neuer Tabus, die verstohlen an die Stelle der alten getreten sind. Bereits im 18. Jahrhundert, kurz nach seiner Uraufführung 1741 im französischen Lille, wurde Voltaires Stück zum ersten Mal verboten, da der hochbetagte Kardinal de Fleury eine antikatholische Parabel darin wähnte. Papst Benedikt XIV., an den sich Voltaire um Hilfe wandte, erteilte dem Dichter seinen Segen und ermöglichte – zumal Voltaire einen das Stück preisenden päpstlichen Brief vorwies (dessen Echtheit allerdings umstritten ist) – Aufführungen in katholischen Ländern.

Das Stück zu spielen, gehörte an den aufgeklärten Fürstenhöfen Europas bald zum guten Ton – gerade, weil es umstritten war und fast Opfer eines Zensurversuchs geworden wäre. Eine Aufführung des Voltaireschen *Mahomet* war ein Bekenntnis zur Freiheit der künstlerischen Äußerung, zur Freiheit des geschriebenen Wortes, kurz: zur Meinungsfreiheit in Europa.

Caroline Friederike Neuber, die mit ihrer Schauspieltruppe an europäischen Höfen, sogar am Zarenhof in Petersburg, gastierte, hatte es



Unaufgeklärtes Lager

um 1750 in ihrem Programm (wie man in ihrem Geburtshaus im thüringischen Reichenbach in dort ausgestellten Programmheften nachlesen kann). Was Voltaires *Mahomet*-Stück betrifft, waren die Fürsten des 18. Jahrhunderts toleranter als die »liberalen« Kulturpolitiker unserer Tage. Auch Goethe unternahm seine Übersetzung ins Deutsche 1799 auf ausdrücklichen Wunsch seines Fürsten, des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar. Dieser hatte Voltaires Schauspiel 1775 als Prinz in Paris gesehen und erhoffte sich von ihm außerordentliche Wirkungen, sogar, wie er in einem Brief an Karl Ludwig von Knebel schrieb, »eine Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks.«

Goethe widmete sich der Übersetzung des Stückes mit großer Sorgfalt. Er konsultierte unter anderem Wilhelm von Humboldt und Schiller, von letzterem existieren detaillierte Hinweise zur Übertragung der Voltaireschen Alexandriner in adäquate deutsche Verse. Die Zeitgenossen sahen im *Mahomet* »das Meisterstück eines großen Dichters«, wie aus einer Besprechung der deutschen Aufführung in den *Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen* vom 26. Oktober 1802 hervorgeht, ähnlich äußerte sich Schiller. Auch Goethes Übersetzung ins Deutsche wurde als bedeutende literarische Leistung gewürdigt: »… die Verdeutschung«, schrieb ein zeitgenössischer Rezensent, »verkündigt die Hand eines Meisters«. Von dieser Übersetzung ist heute möglichst selten die Rede: Sie stellt die Legende vom Islam-Freund Goethe in Frage, als der er sich angeblich im *West-Östlichen Divan* zu erkennen gibt, und stört die gängige Einvernahme des deutschen Klassikers für einen politisch erwünschten Versöhnungskontext. Indessen hat Goethe das *Mahomet*-Schauspiel Voltaires mit größter Gewissenhaftigkeit übersetzt, um seine aufklärerische Kritik am Propheten des Islam in aller Klarheit wirken zu lassen.

Goethes deutsche Fassung wurde erstmals im Januar 1800 am Weimarer Hoftheater aufgeführt, im Beisein des Hofes und vieler Geistesgrößen jener Tage. Auch Herder und seine Frau Karoline waren unter den Zuschauern, Karoline beschrieb Freunden in einem Brief die Wirkung des Stückes: »Der Fanatismus ist ja wohl die Krankheit, an der wir und un-

sere Zeit krank darniederliegen!« Daran hat sich nichts geändert, der Fanatismus, der uns heute bedroht, hat gegenüber dem damaligen eher zugenommen. Geschwunden ist jedoch die intellektuelle Widerstandskraft Europas. An eine Aufführung von Voltaires umstrittenem, vor zweihundertfünfzig Jahren der Zensur abgerungenem Drama *Mahomet* ist im heutigen Europa nicht mehr zu denken. Der Umstand, daß der Prophet Mohammed in Voltaires Stück auftritt, sich in seiner zutiefst menschlichen Fragwürdigkeit zu erkennen gibt und von den anderen Figuren kontrovers reflektiert und behandelt wird, reicht aus, um muslimische Verbots-Prozeduren in Gang zu setzen. Es ist Usus geworden, gilt als »politische Vernunft« und Zeichen »politischer Kultur«, diesem Druck nachzugeben. Oder noch »vernünftiger«: ihn durch vorauseilenden Gehorsam erst gar nicht aufkommen zu lassen.

In einem Vortrag des deutschen Literaturwissenschaftlers Albert Meier, gehalten an der Universität Kiel im Jahre 2008, findet sich der für heutige europäische Intellektuelle bezeichnende Gedankengang: »Mahomet ist damit (durch sein Verhalten in Voltaires Stück – Ch.N.) bis auf die Knochen diskreditiert – und es läßt sich verstehen, daß das Stück heute nicht mehr aufgeführt wird.« Nun, es ist eben die Frage, die alles entscheidende Frage, ob sich das wirklich »verstehen« läßt. Was würde »Verständnis« in diesem Fall bedeuten? Verständnis für die Annullierung der Aufklärung, für die Preisgabe europäischer Kultur, einer mit Gewalt drohenden Gruppe zuliebe. Wenn orthodoxe Muslime behaupten, Voltaires Stück beleidige ihre Gefühle – sind wir inzwischen soweit von unserer eigenen Identität abgekommen, daß wir uns ihr verschwommenes Beleidigtsein, ihre fragwürdige Vergöttlichung des Propheten zu eigen machen?

Wer Voltaires *Mahomet*-Drama heute liest, staunt über seine Offenheit, zugleich über seine menschliche Delikatesse. Es ist kein blasphemisches Stück, enthält keinerlei »Gotteslästerung«, keine generellen Angriffe auf Glauben oder gläubige Menschen. Es ist keine atheistische Generalattacke wie heute üblich. Es ist auch weder polemisch noch im Ton aggressiv, vor allem nicht im Deutschen, in Goethes eher behutsamer Übertragung. Es kritisiert den Mann Mohammed, bezweifelt seine Heiligkeit, stellt den selbsterklärten Propheten als politischen Pragmatiker dar. Einzelne Figuren finden vernichtende Worte für den »Täuscher«, »Verräter«, »Lügner«, doch auch Mohammed kommt ausführlich zu Wort, um sein Vorgehen zu rechtfertigen. Ein vielschichtiger, auf historischen Ereignissen beruhender, psychologisch plausibler Text.

Anläßlich des 300. Geburtstags Voltaires im Jahre 1994 versuchte der französische Regisseur Henry Loichemol das *Mahomet*-Stück in Genf aufzuführen. Genf ist ein symbolischer Ort: Voltaire lebte rund zwanzig Jahre im kleinen Ferney (das sich heute zu seinen Ehren Ferney-Voltaire nennt) auf dem Gebiet der Genfer Republik. Dort war er vor den Nachstellungen seiner aristokratischen und klerikalen Feinde sicher. Damals. Heute jedoch leben in Genf wie in vielen weiteren europäischen Städten – anders als zu Voltaires Zeiten – Zehntausende Muslime. Die Republik Genf würde dem Autor des *Mahomet* kein Asyl mehr bieten können, um ihn vor seinen neuen Zensoren zu schützen.

Sie kann es sich noch nicht einmal mehr leisten, eins seiner Stücke zu spielen: Die Aufführung zu Voltaires dreihundertstem Geburtstag wurde zu Fall gebracht, durch Intervention muslimischer Interessengruppen, in der heute üblichen Allianz mit europäischen Intellektuellen. Vor allem europäische Linke fühlen sich aufgerufen, die religiösen Empfindlichkeiten der muslimischen Orthodoxie zu verteidigen – dieselben Linken, denen, was das Christentum betrifft, keine Kritik scharf, keine Enthüllung unbarmherzig genug sein kann. Zunächst exponierte sich Tariq Ramadan, ein von europäischen Institutionen mit Stipendien und Beraterverträgen geförderter Experte für islamische Positionierung in westlichen Gesellschaften. Geübt im Umgang mit Medien und Öffentlichkeit, hütete er sich, das Stück selbst oder den Autor Voltaire anzugreifen. Er politisierte die Aufführung, drohte mit denkbaren Reaktionen: »Man kann *Mahomet* nicht aufführen und von diesem explosiven Kontext absehen.« Ihm assistierte der Sprecher der Genfer Moschee, Hanif Gouardini: »Diese Aufführung kann Haß hervorrufen. Sollten uns doch die vorhergehenden Affären lehren, daß die freie Meinungsäußerung im Dienste der Liebe zwischen den Menschen stehen sollte.«

Freie Meinungsäußerung ist eben dadurch »frei«, daß sie in niemandes Dienst stehen muß, auch nicht im Dienst einer obskuren Formel wie »Liebe zwischen den Menschen«. Freiheit der Meinung im westlichen Sinn bedeutet, daß man gerade die das eigene Verständnis in Frage stellende Meinung, die abweichende Meinung, akzeptiert. Dies ist ganz im Sinne des Voltaire zugeschriebenen, berühmten Satzes: »Je ne suis pas d'accord avec ce que vous dites, mais je me battrai jusqu'au bout pour que vous puissiez le dire.« (Im Deutschen in einer freien, aber verbreiteten Übersetzung bekannt: »Ich mag verdammen, was du sagst, aber ich werde mein Leben dafür einsetzen, daß du es sagen darfst.«) Toleranz kommt vom Verb *tolerare* – erdulden, ertragen – meint also nicht nur das eigene Recht auf freie Äußerung, sondern vor allem die Bereitschaft, auch die fremde, befremdliche, die schwer erträgliche Meinung des Anderen hinzunehmen.

Ob die Sprecher, Funktionäre, Politiker muslimischer Gruppen im heutigen Europa dazu bereit sind, ist hierbei nicht die entscheidende Frage. Entscheidend ist, ob Europa noch zu diesen Werten steht, und zwar auch im Interesse der nach Europa einwandernden Muslime. Viele von ihnen fliehen aus ihren islamischen Herkunftsländern nach Europa, weil sie sich hier andere Lebensgesetze, Freiheiten, Möglichkeiten erhoffen als die nach islamischer Vorstellung zugestandenen, und es muß für sie im höchsten Maß enttäuschend und entmutigend sein, wenn sie das intellektuelle Europa im Zustand der Defensive vorfinden, der Selbstpreisgabe und Selbstzensur. Voltaires Stück und Goethes deutsche Fassung sind nicht die einzigen Fälle, in denen heute islamkritisches Kultur- und Gedankengut aus Furcht vor muslimischer »Überreaktion« verleugnet wird. Präventiv unterschlagen wird gleichfalls, um ein neueres Beispiel zu nennen, die religionsphilosophische Islam-Kritik von Franz Rosenzweig in seinem sonst unentwegt zitierten Opus magnus *Der Stern der Erlösung.* Oder Abraham Geigers sprachwissenschaftliche Untersuchungen über die Entstehung von Mohammeds Judenhaß und dessen Widerspiegelung im Koran, vor allem in Geigers (1902 in Buchform veröffentlichter) Dissertation an der Universität Bonn.

Mit der unsinnigen Vokabel »Islamophobie« wird auch jede aus westlicher Sicht begründete, ja unvermeidliche Kritik am Menschenbild des Koran abgetan, etwa an seinen frauenfeindlichen, judenhasserischen, Segregation gegenüber allem »Fremden« fordernden Passagen (obwohl das Wort »Phobie«, nach dem griechischen *phobos,* eigentlich die unbegründete Furcht vor etwas meint) und jedem analytischen Ansatz der Boden entzogen. Allerdings ist analytisches Denken, im Grunde schon jede Klarheit suchende Textexegese islamisch-orthodoxen Dunkelmännern von jeher suspekt, je intelligenter der Einwand, um so eher ist mit ihrem Beleidigtsein, ihrer Drohgebärde zu rechnen, und am Ende denunziert und verleugnet der Westen um eines falschen Friedens willen seine eigenen geistigen Möglichkeiten.

Daß islamisch-fundamentalistische Propagandisten, etwa Salafisten, heute in Europa Erfolge feiern und die Kinder aufgeklärter westlicher Gesellschaften für sich gewinnen können, liegt weniger an der Attraktivität ihrer Botschaft als an der Scheu vor Konflikt und Debatte, die das geistige Klima Europas bedroht. Was hilft Meinungsfreiheit, wenn sie ganze Bereiche des Denkens meidet? Wenn der Islam zu Deutschland gehören soll, wie der Bundespräsident behauptet, muß auch Islam-Kritik zu Europa gehören, denn in westlichen Staaten gilt es als Menschenrecht, jedes uns berührende Phänomen kritisch zu reflektieren. Man kann Europäer nicht daran hindern, sich über den Islam Gedanken zu machen und Meinungen zu äußern. Islam-Kritik ist notwendig zum Erhalt der geistigen Freiheit in Europa. Sie ist notwendig zum Erhalt der Symmetrie zwischen den europäischen Kulturen und Religionen: Wenn es ganz selbstverständlich Bibel-Kritik gibt, wenn Christen und Juden sich mit ihren religiösen Traditionen kritisch und öffentlich auseinandersetzen, kann und muß diese Art Selbstreflexion auch europäischen Muslimen zugemutet werden. Sonst behielten doch Voltaires Worte über Mohammed recht, in der deutschen Wiedergabe Goethes:

> Das Schwert, der Koran, in der blutigen Hand
> Sollt einem jeden Schweigen auferlegen …

Kleiner Traktat über die verschleppte Gewalt

von Martin Lichtmesz

Am 18. Juni 2011 veröffentlichte die Netzseite des Bundeskanzleramts eine Video-Ansprache der deutschen Regierungschefin. Diese trug den Titel »Wir brauchen jeden jungen Menschen« und wurde mit den folgenden Worten vorgestellt: »Bundeskanzlerin Angela Merkel betont in ihrem aktuellen Video-Podcast, daß sie für alle jungen Menschen in Deutschland die gleichen Chancen möchte.« Und: »Am Montag will die Kanzlerin mit den Innenministern der Länder über Fragen der inneren Sicherheit und der Integrationspolitik sprechen.«

Was hier wie zwei verschiedene Themen erscheint, ist in Wirklichkeit eins. Denn nach allerlei Geplänkel kam Merkel zum Kern der Sache: »Anschließend werde ich mich mit den Länder-Innenministern darüber unterhalten, wie wir sicherstellen können, daß es in Deutschland keinen Raum gibt, in dem die Polizei nicht die Sicherheit der Menschen und der Bevölkerung garantieren kann. Hierbei geht es darum, Sicherheit vor Ort zu gewährleisten und gleichzeitig die Ursachen von Gewalt in der Gesellschaft zu bekämpfen. Das gilt für alle Bereiche der Gesellschaft, aber wir müssen akzeptieren, daß die Zahl der Straftaten bei jugendlichen Migranten besonders hoch ist. Deshalb ist das Thema Integration eng verbunden auch mit der Frage der Gewaltprävention in allen Bereichen unserer Gesellschaft.«

Das sind bemerkenswerte Eingeständnisse, die vom Bundeskanzleramt wohl nicht ohne Grund in dicken Watteschichten versteckt wurden. Sie werden in einem Rahmen präsentiert, der mit dem Vokabular »weicher« Pädagogik abgesteckt ist: Während also die Polizei die öffentliche Sicherheit stellenweise schon nicht mehr gewährleisten könne, müsse man mit den unintegrierten Gewalttätern »zusammenarbeiten«, ihnen »Perspektiven geben« und »Freizeitbeschäftigungen ermöglichen«. Auch die angenommenen »Ursachen der Gewalt« kann man zwischen den Zeilen herauslesen, wenn Merkel etwa fordert, daß die ausländischen Jugendlichen »die gleichen Lebenschancen und die gleichen Entwicklungsmöglichkeiten haben« sollen »wie Kinder aus Familien mit deutschem Hin-



Staatliches Gewaltmonopol unter anderem. Hinweisschild für das Bundesinnenministerium in Berlin

tergrund.« Die Täter sind dieser Sichtweise zufolge vor allem unterpriviligierte Opfer, denen man nur noch mehr »Chancen geben« muß, damit sie sich endlich »integrieren«. Fern liegt offenbar der Gedanke, daß man diesen »Opfern« etwas abverlangen müsse, Druck ausüben oder sie gar für ihre Taten bestrafen müsse. »Opfer« ist indessen neben »Spast« und »Mißgeburt« das häufigste Schimpfwort der einschlägigen Milieus von Neukölln und Kreuzberg. Hat man schon einmal die ganz spezifische Verachtung darin herausgehört? Ein »Opfer« ist der Schwächling, der Nachgiebige, derjenige, der unfähig ist zur Gegenwehr, der in der Hackordnung nach ganz unten gerutscht ist und dafür um so mehr verachtet wird. »Opfer« entstammt einer Welt, in der diese auf physischem Gewaltpotential basierende Hackordnung die zentrale soziale Kategorie ist. Sie hängt eng mit jenen »Ehre«-Begriffen zusammen, die sich zum Teil aus südländisch-islamischer Macho-Kultur, zum Teil aus dem Gesetz der Straße nähren. Wer als »Opfer« beschimpft wird, wird demaskuliert, wird zum passiven Objekt, wird als Beute markiert. In der gleichen Woche wie Merkels Podcast erschien in der *Welt* eine Reportage von Freia Peters mit dem Titel »Beschimpfungen und Gewalt: Chaos an den deutschen Schulen«, die ein trostloses Bild zeichnete: Eine beständig gereizte Atmosphäre, geladen mit sozialen und ethnischen Spannungen, Prügeleien, niedrige Aggressionsschwellen, Übergriffe, Vandalismus, ein krasser Umgangston und katastrophale Schulnoten gehören zum Alltag. Daß an diesen Schulen der Ausländeranteil exorbitant hoch ist, versteht sich von selbst.

Freia Peters: »So chaotisch geht es an deutschen Schulen zu«, *Welt online,* 19.06.2011.

Diese Lage ist der vorläufige Endpunkt einer langen Entwicklung. Der *Welt*-Artikel zitiert einen Lehrer: »Als ich vor 32 Jahren als Junglehrer anfing, war die Mehrheit meiner Schüler leistungswillig und leistungsfähig. Es gab nur eine kleine Gruppe von Kleinkriminellen, die sich aber innerhalb der Schule im allgemeinen unauffällig verhielt.« Daß sich dieses Verhältnis heute an vielen Schulen ins Gegenteil verkehrt hat, hat vor allem zwei Gründe: Auf der einen Seite wurden per Einwanderung schwer assimilierbare Schichten von erheblicher Größe importiert, während gleichzeitig die Ansprüche des Schulsystems immer mehr zugunsten einer autoritäts- und leistungsfeindlichen Pädagogik aufgelockert wurden. Das war auch insofern eine fatale Kombination, als eine halbwegs erfolgreiche Eingliederung von kulturfremden Gruppen, die selbst in ihren Heimatländern Unterschichten stellen, eher härtere als nachgiebigere disziplinäre Maßnahmen erfordert hätte. Damit ist selbstverständlich auch ein beträchtlicher Assimilations- und Anpassungsdruck gemeint, den auszuüben, man bereits in den siebziger Jahren zögerte, weil man den Ruch »nationalistischer« Politik fürchtete, und den heute ins Spiel zu bringen, so gut wie unmöglich

ist. Wenn man so will, war dies das Ur-Versäumnis und die Ur-Feigheit der deutschen Integrationspolitik, das nicht erbrachte Opfer, das sich heute rächt, und die Saat, die zu einem Dschungel angewachsen ist.

Zur Theorie des »Vorbürgerkriegs« gehört die Annahme, daß sich die Entfesselung der Gewalt zunächst nur in winzigen Rissen, etwa im Verlust der Manieren, der Haltung und der Höflichkeit zeigt. »Die zivilisiertesten Völker sind nicht weiter von der Barbarei entfernt als das glänzendste Eisen vom Rost«, bemerkte Rivarol. Locker gestimmte Progressive finden es lächerlich, wenn sich konservative Lehrer noch über mangelnde Grußformeln, öffentliches Ausspucken oder auf den Tisch plazierte Füße aufregen. Aber spätestens da, wo Fäkal- und Sexualwörter zum Dauersprachgebrauch gehören, ist in der Regel auch die körperliche Gewalt nicht mehr fern. Die Zote geht dem Übergriff voraus. Ebenso können sich Beschmierungen von Wänden und Gegenständen in Menetekel verwandeln. Der »Notfall-Plan des Berliner Senats zur Vorbeugung von Gewalt« kennt diese Zusammenhänge und nennt drei Eskalationsstufen: Stufe 1 umfaßt das Beleidigen von Lehrern, Sachbeschädigung und Anpöbelei, Stufe 2 Morddrohung, sexuelle Übergriffe, Mobbing und Erpressung, Stufe 3 schließlich Geiselnahme, Amoklauf, Totschlag und Schußwaffengebrauch. Wir stehen hier vor einer grundsätzlichen Frage: wo denn Gewalt nun tatsächlich beginnt und welche Rolle sie eigentlich in der Gesellschaft spielt, nicht allein als Element, das bekämpft und eingehegt werden soll, sondern auch als strukturelles Mittel zu dieser Bekämpfung und Einhegung. Heuchelei und Blindheit gegenüber diesen Dingen können gravierende Folgen haben.

Die Gewalt entstammt der Sphäre des Schmerzes, sie ist zugefügter und angedrohter Schmerz. Ernst Jünger betrachtete diesen in seinem Essay *Über den Schmerz* (1934) als eine unwandelbare Größe der menschlichen Existenz, deren Ausgleichsumme allen Bemühungen zum Trotz immer gleich bleibe. Wer dem Schmerz auszuweichen versuche, werde stets an anderer Stelle einen Preis zahlen müssen. In Zeiten des Übergangs ergäben sich eigenartige, von den Zeitgenossen kaum bemerkte Disproportionen. Ein liberalistisches Zeitalter streite »um den Kopf eines Mörders mit dem vollen Aufgebot entgegengesetzter Weltanschauungen«, während es die unzähligen Todesopfer moderner Verkehrstechniken als Kollateralschäden hinnehme. Man verdamme den Krieg als rückständig, halte das Schlachten von Ungeborenen aber für fortschrittlich. Eine »seltsame Mischung von Barbarei und Humanität« zeichne sich ab, gleich einem »Archipel, wo gleich neben den Inseln der Menschenfresser die Eilande der Vegetarier gelegen sind.«

Ernst Jünger: »Über den Schmerz«, in: drs: *Blätter und Steine,* Hamburg 1934.

Jünger betrachtete die Epoche vor 1914 als Zeitalter der »Empfindsamkeit«, des sich »sich selbst genießenden und beklagenden Einzelnen«. Anfang der dreißiger Jahre hielt er diesen, nach Nietzsche »letzten Menschen« für überholt und sah die Heraufkunft eines neuen Typus, der in der Disziplin überpersönlicher Ordnungen gestählt werde. Bekanntlich nahmen die Dinge eine gänzlich andere Entwicklung. Im Zeitalter der »eudaimonistischen Hochschätzung des Massenlebenswertes« (Arnold Gehlen) erscheinen uns die Menschen des späten 19. Jahrhunderts geradezu wie Marmorstatuen. Schmerzangst und Schmerzverweigerung sind heute ausgeprägter denn je. Gehlen beobachtete jedoch schon 1969, daß die allgemeine Verbreitung eines hypermoralistischen Ethikbegriffs einhergeht mit einem Abschub des Verdrängten in den Raum der kollektiven Phantasie, etwa in eine zunehmend drastischere Darstellung der Gewalt und des Bösen im Film. »Das ist wohl die Form, in der unter den beschriebenen Umständen die naturale Aggressivität des Menschen sich ausdrückt – im Außenausdruck gebremst und von den Massen des Guten blockiert, steigert sie sich an der eigenen Bewußtmachung hoch.« Unter manchen linksliberalen Intellektuellen schlägt eine solche Verdrängungsdisposition nicht selten in einen quasi-erotischen Kitzel angesichts der erwarteten Ankunft der Barbaren um. »Sie sind jung, mutig, mobil, hungrig, risikobereit, initiativ«, schrieb ein Journalist des *Tagesspiegel* über »Jugendbanden«, die in den Berliner U-Bahnen in Gruppen über wehrlose Einzelpersonen herfallen: »Solche Menschen braucht das Land … Lieber ein paar junge, ausländische Intensivtäter als ein Heer von alten, intensiv passiven Eingeborenen.« Solche pseudo-schneidigen Töne, die immer häufiger gespuckt werden, sind nur die Komplementärfarbe zu dem ebenfalls Täter-fixierten Verharmlosungs- und Kuschelkurs der Wulffs, Merkels und Böhmers.

Es ist nicht schwierig, hinter die lächelnden Masken der Politikergesichter zu blicken, die sich alle Mühe geben, Toleranz, Vertrauenswürdigkeit und Friedfertigkeit auszustrahlen, und die ihre Lammesfrömmigkeit mit der Gloriole humanistischer Vernunft und Abgeklärtheit zur Schau tragen. Jünger stellte in seinem Essay die Frage, wie sich das Verhältnis zum Schmerz physiognomisch auswirke, etwa im preußisch geprägten Typus. Die Gesichter der herrschenden politischen Klasse Deutschlands sind in dieser Hinsicht ein interessantes Studienobjekt. An persönlichem Machtwillen fehlt es ihnen zweifellos nicht. An äußerlicher Schwammigkeit, Infantilität, Biegsamkeit und Wehleidigkeit allerdings auch nicht. Daß dieses Personal bei allem privaten Egoismus eine Politik der nationalen Selbstauflösung und des Zurückweichens vorantreibt, ist nur folgerichtig. Es besteht ein tiefer Zusammenhang zwischen Leidens- und Schmerzunwilligkeit und dem Unwillen oder der Unfähigkeit zur Selbstbehauptung: Dies ist heute das Dilemma des ganzen deutschen Volkes. Dem in der Gewalt angedrohten Schmerz entgegenzutreten, bedeutet auch, das Risiko auf sich zu nehmen, sein Opfer zu werden. Dies erfordert Mut.

Es gibt einen fließenden Übergang vom pazifistischen, auf De-Eskalation bedachten Typus zum Feigling und »Appeaser«, der sein Zurückweichen vor der Gewaltandrohung moralisch zu verbrämen versteht. Züli Aladağs und Max Eipps Fernsehfilm *Wut* (2006) attackierte vorzüglich die Verlogenheit dieser Position: Ein linksliberaler, gutbürgerlicher Professor reagiert auf die Drangsalierung seines Sohnes durch den jugendlichen, türkischen Drogendealer Cem mit schwächlichen Vermittlungsversuchen an der Grenze zur Anbiederung, die er mit einer moralisch überlegenen, politisch korrekten Pose rechtfertigt, und die von dem Störenfried mit nur noch mehr Verachtung und Aggression quittiert werden. Schließlich sinkt der Professor so tief, daß er einen gedungenen Schläger anheuert, um es Cem anonym heimzuzahlen. Das Ganze eskaliert zuletzt in einem Blutbad. Hier hatten die Autoren vermutlich auch Sam Peckinpahs Klassiker *Wer Gewalt sät* (1971) als Vorbild vor Augen. In diesem komplexen Thriller ist es wieder ein liberaler Professor, der sich in einem Dorf in der englischen Provinz gegen die Übergriffe einer Gruppe junger Männer zur Wehr setzen muß. Peckinpah zeigt, wie sich deren Vorstoß auf sein Territorium schon in kleinsten Gesten, Worten und kaum merklichen Statusspielen zeigt, die die Grenzen immer weiter zuungunsten des Nachgebenden verschieben. Als sich der Professor am Ende, als die Gruppe sein Haus belagert, doch noch brutal zur Wehr setzt, ist der Konflikt längst zu einer Frage von Leben und Tod geworden.

In einer Besprechung des Films wies der rechte britische Schriftsteller Alex Kurtagic darauf hin, daß, »je länger wir unsere Feinde so weitermachen lassen, wie sie es tun, umso härtere Maßnahmen nötig sein werden, um uns aus der gegenwärtigen Sauerei herauszuziehen … Dies ist keine tiefschürfende Einsicht; es ist etwas, das jeder Schuljunge auf dem Spielplatz lernt. Wenn man eine Herausforderung ohne machtvolle Erwiderung durchgehen läßt, wird der Herausforderer sofort dazu ermutigt, ein Programm eskalierender Übergriffe zu starten. Je größer die Übergriffe, desto stärker der Gegenschlag, der nötig ist, um sie zu beenden. Nach einer Weile wird das Ausmaß der für die Wiederherstellung des Friedens nötigen Vergeltung so zerstörerisch, daß der Sieg über den Feind letztlich zu einem Pyrrhussieg wird.«

Kurtagic (auf deutsch): http://fjordman.wordpress.com/2010/07/22/straw-dogs/

Man kann die gegenwärtigen Probleme der Einwanderungspolitik als die Folge von aufgeschobenen Entscheidungen, gewährten Übergriffen und nicht bestandenen Herausforderungen ansehen. Diese werden freilich im nachhinein stur gerechtfertigt. Während das Boot nach links hin zu kentern droht, wird empfohlen, immer noch weiter nach links zu rücken. Und dort, wo man nach rechts hin ausgleichen müßte, werden breite Hemmzonen aus hysterischer antifaschistischer Wehleidigkeit angelegt. Wo ein weicher Kurs zur Ausweitung der Migrantengewalt führte, will Merkel ihre Politik der offenen Grenze, der ausgestreckten Hand, der »Willkommenskultur« und des »Chancengebens« fortführen. Wo irgendwann, vor dreißig, vierzig Jahren, kleinere »rechte« Zugeständnisse an den entscheidenden Schaltstellen die Fahrt auf einen günstigeren Kurs gesteuert hätten, wären inzwischen »rechte« Maßnahmen größeren Stils fällig, wären Politiker nötig, die einen Thilo Sarrazin wie einen grünalternativen Softi aussehen ließen. Sollte der von der europäischen Politik der

Selbstabschaffung herbeigeführte strukturelle, wirtschaftliche und demographische Kollaps der Nationalstaaten in absehbarer Zeit tatsächlich erfolgen, dann werden die Linken und Liberalen haargenau das ernten, was sie durch systematische Verleugnung der Realität bekämpfen wollten: Der fahrlässig angemischte multikulturelle Kochtopf wird in einem Exzeß von multiplem Rassenhaß explodieren, Gruppenegoismen und das Gesetz des Stärkeren werden anstelle der sozialen Solidarität treten, und der Islamismus wird fundamentalistische, antiliberale Gesellschaften inaugurieren, die allem, was den politisch Korrekten als Wert gilt, ins Gesicht schlagen werden. Der Pendelrückschlag könnte so entsetzlich werden, daß auch die Rechten und Konservativen dieser Entwicklung nur mehr mit Furcht und Zittern entgegensähen.

Counterjihad:
www.brusselsjournal.com
www.gatesofvienna.blogspot.com

El Inglés (deutsch):
http://fjordman.wordpress.com/2009/08/10/kapitulation-genozid-oder-was/

Am schwärzesten werden diese Dinge in der englischsprachigen »konter-dschihadistischen« Bloggerszene um Netzmagazine wie *Gates of Vienna* oder *Brussels Journal* gesehen, in der sowohl das politische Vordringen des Islam in Europa als auch der damit in Komplizenschaft stehende westliche Liberalismus analysiert werden. Den Prozeß der verschleppten Gewalt in England beschrieb etwa der britische Autor »El Inglés«. Dort sei die Staatsgewalt schon so weit vor der muslimischen Gewaltandrohung zurückgewichen, daß sich folgende Entwicklungen abzeichnen: »Öffentliches Schützen von Verbrechern, die am hellichten Tag kriminellen Aktivitäten nachgehen«, »weitgehende Verstärkung der Wirksamkeit scharia-basierter Einschüchterung gesetzestreuer Bürger durch Verbrecher und potentielle Mörder« sowie die »Behinderung journalistischer Anstrengungen zur Ermittlung des Ausmaßes islamischer Fäulnis im Vereinigten Königreich.« Geht man davon aus, daß diese Tendenzen durch den steigenden demographischen Druck noch verschärft werden und der Islam eine reale Gefahr für die europäische Zivilisation darstellt, gäbe es logischerweise nur drei Möglichkeiten, diese Entwicklung aufzuhalten: »1) Moslems dazu zu bringen, aus eigenem, freiem Willen zu gehen, 2) Massendeportationen, und 3) Genozid.« Der Autor kommt zu dem Schluß, daß die dritte, schrecklichste Möglichkeit, ausgelöst durch den Ausbruch eines Bürgerkriegs, die wahrscheinlichste sei. »Was das Töten in großem Ausmaß betrifft, so ist es nicht nur immer eine Option; es ist die Option, welche den Hintergrund allen menschlichen Konfliktes ausmacht, ob wir es nun wahrhaben wollen oder nicht … Kapitulation, Flucht, Mobgewalt mit fast sofortiger Absonderung voneinander in größeren Städten, und entschlossenere Anstrengungen, um tatsächlich mit dem systematischen Töten ganzer Gruppen der Gegenseite zu beginnen: dies sind die Bahnen, entlang derer der Gang der Ereignisse unausweichlich verlaufen wird, sobald die Regierung die Situation nicht mehr im Griff hat … Die Ungleichheit hinsichtlich der Gewaltabstumpfung von Moslems und Nichtmoslems ist bereits erwähnt worden. Jedoch gibt es eine zusätzliche Konsequenz, die hier zum Schluß erwähnt werden sollte. Ich würde da gerne berichtigt werden, aber ich habe über die Jahre aus verschiedenen Quellen den Eindruck gewonnen, daß genau die Leute, die in Gewalt gestürzt werden, ohne in irgendeiner Form zu ihrer psychologischen Bewältigung konditioniert worden zu sein, am wahrscheinlichsten Greueltaten begehen (abgesehen von jenen, die bereits ideologisch darauf eingestellt sind). Wenn in europäischen Ländern tatsächlich Gewalt zwischen Einheimischen und Moslems ausbricht, halte ich es für sehr wahrscheinlich, daß Leute, die nie zuvor etwas Gewaltsameres getan haben, als Eier aufzuschlagen, den psychologischen Übergang zur kontrollierten Gewalt nicht schaffen werden und anfangen werden, alles zu töten, das entfernt nach Moslem aussieht. Unsere unausgesprochene Überzeugung, daß wir im Europa des 21. Jahrhunderts über solche Wildheit hinausgewachsen seien, wird sich als eine Arroganz herausstellen, begründet auf einigen wenigen Jahrzehnten zerbrechlichen Friedens und Wohlstands, die wir für selbstverständlich gehalten und ohne irgendeinen Grund durch unsere Finger rieseln lassen haben.«

All dies sind konkreter werdende Echos von Tönen, die man schon in Botho Strauß' Essay *Anschwellender Bocksgesang* aus dem Jahr 1993 vernommen hat: »Da die Geschichte nicht aufgehört hat, ihre tragischen Dispositionen zu treffen, kann niemand voraussehen, ob unsere Gewaltlosigkeit den Krieg nicht bloß auf unsere Kinder verschleppt.« Man muß es nicht mehr »voraussehen«: Diese Entwicklung hat bereits begonnen.

Zur Politischen Theologie des Judentums

von Siegfried Gerlich

Nach Auffassung des römischen Gelehrten Varro, von dem der Begriff der Politischen Theologie überliefert ist, sind Staat und Religion durch ihre gemeinsamen Ursprünge wesenhaft verbunden. Dieses ursprüngliche Band wurde durch den jüdischen Monotheismus zerrissen, dessen radikales Transzendenzpostulat eines einzigen Gottes zum theopolitischen Widerstandskampf gegen polytheistische Götzendienerei und heidnische Staatsvergottung mobilmachte. Die »mosaische Unterscheidung« zwischen »dem wahren Gott und den falschen Göttern, der wahren Lehre und den Irrlehren« zielte Jan Assmann zufolge zugleich auf eine Trennung von »religiösem Heil« und »politischer Herrschaft«, die alle Nähe zum Staat als Entfernung von Gott verpönte. Durch solchen herrschaftskritischen Wahrheitsabsolutismus bildete sich im Judentum eine »Politische Theologie der Gewalt« heraus, die den Gegner im Ernstfall als vernichtungswürdigen Gottesfeind diskriminierte, den es in Heiligen Kriegen enthusiastisch zu massakrieren galt.

Jan Assmann: *Die Mosaische Unterscheidung – oder der Preis des Monotheismus,* München/Wien 2001;

Herrschaft und Heil. Politische Theologie in Altägypten, Israel und Europa, München/Wien 2000.

Wenn nach Auskünften der neueren Altertumsforschung diesen, von Peter Sloterdijk zur »Urgeschichte der Militanz« gerechneten, alttestamentlichen Eroberungs- und Vernichtungskriegen auch keine historischen Realitäten entsprachen, zu denen erst das Christentum und zumal der Islam sie machen sollten, so blieb doch der vom altisraelischen »deus politicus« geforderte religiöse Fanatismus bis ins moderne Judentum wirkmächtig. Selbst ein vornehmer Repräsentant des deutsch-jüdischen Neukantianismus wie Hermann Cohen sah unerschrocken über die »Notlage« hinweg, die »für die Humanität in der Mission des Monotheismus« gegeben war: »Der einzige Gottesdienst fordert unausweichlich die Ausrottung des falschen Götterdienstes. Da kann es kein Erbarmen geben und keine Rücksicht auf Menschen.«

Peter Sloterdijk: *Gottes Eifer. Vom Kampf der drei Monotheismen,* Frankfurt a. M./Leipzig 2007;

Zorn und Zeit, Frankfurt a. M. 2006.

Hermann Cohen: *Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums. Eine jüdische Religionsphilosophie,* Darmstadt 1966.

Dieser ethische Rigorismus, der sich nicht allein gegen Heiden, sondern immer auch gegen das ins Heidentum zurückfallende Israel selbst richtete, brachte eine genuine Theokratie hervor, für deren strengen Anspruch Gideons Zurückweisung der Königswürde beispielhaft einsteht.

Hatte der römisch-jüdische Historiker Flavius Josephus den Theokratiebegriff noch exklusiv für die altisraelitische Gottesherrschaft geprägt, so sollte nach Martin Bubers berufener Meinung die »Theopolitik« des Judentums nicht nur ihren Ursprung, sondern auch ihren Fluchtpunkt in einer radikalen Theokratie haben. Die jüdische Geschichte im ganzen weise eine »Tendenz zur Verwirklichung der Gottesherrschaft« auf und müsse als »theopolitisches Geschehen« begriffen werden.

Jacob Taubes (Hrsg.): *Theokratie. Religionstheorie und politische Theologie,* Bd. 3, München/Paderborn 1987.

Tatsächlich gründeten die Israeliten nach ihrem Exodus aus dem Ägypten des Pharaonenkönigtums keinen starken Staat, sondern ein antistaatliches Gemeinwesen, dessen hohe Idee alle Herrschaft von Menschen über Menschen ausschloß und allein ein Königtum Gottes anerkannte. In der niederen Realität jedoch sollte das unbändige Freiheitsverlangen des erwählten Nomadenvolkes den mit Gott geschlossenen Bund immer wieder gefährden, beruhte dieser doch nicht auf erzwungener Unterwerfung, sondern auf freiwilligem Gehorsam. In diesem Paradoxon des alten Israel, daß »ein anarchischer Seelengrund den Bau der unbedingten Theokratie zu tragen bekam«, sah Buber den Grund für die Krise der Richterzeit, die chronisch vom Rückfall in Eigensucht und Haltlosigkeit bedroht war. Vor innerem und äußerem Zerfall bewahrte Israel zunächst die davidische Königsherrschaft, die freilich eine nurmehr repräsentative Theokratie darstellte; und wenn vollends die spätere Priesterherrschaft, die nach dem Untergang des Reiches und dem Ende des Exils errichtet wurde, einen Verfall der wahrhaften Theokratie zu einer machtbewußten Hierokratie darstellte, so konnte doch nur durch Esras religiöse Reformen der ethnische Fortbestand des Judentums gesichert werden.

Martin Buber: *Königtum Gottes,* Heidelberg 1956;

Der Jude und sein Judentum, Köln 1963.

Mit dem politischen Untergang Israels ging allerdings auch der Aufstieg eines rebellischen Messianismus einher, der »seinem Ursprung und Wesen nach eine Katastrophentheorie« war und sich daher von Anbeginn zur priesterlichen Gesetzesreligion widerständig querstellte. Gershom Scholem legte in diesem originellsten Ideenkomplex des Judentums die gegenstrebigen Tendenzen von »Restauration und Utopie« frei, und Jacob Taubes zeichnete die Radikalisierungslogik dieses frühen Messianismus nach, der von der Prophetie über die Apokalyptik bis hin zur Gnosis nachgerade eskalierte.

Gershom Scholem: »Zum Verständnis der messianischen Idee im Judentum«, in: *Judaica 1,* Frankfurt a. M. 1963.

Erstmalig kam in den Visionen der Exilspropheten ein messianisches Zeitalter am Ende der Tage zum Vorschein, wobei diese utopische Hoffnung stets mit dem restaurativen Willen zur Wiederherstellung des davidischen Reiches, wenn nicht gar des paradiesischen Urzustandes selbst, verknüpft war. Aber gerade der »Fall in die Fremde« des Exils hatte das »Volk ohne Raum« zu einem »Volk der Zeit« werden lassen, das den mythischen Bannkreis einer ewigen Wiederkehr des Gleichen durchbrach und seinen Wandel zwischen Schöpfung und Erlösung an einem geschichtlichen, wenngleich bereits eschatologischen Telos ausrichtete. Die Enttäuschung über das Versagen der prophetischen Verheißungen brachte alsbald Apokalyptiker hervor, die ihre Verzweiflung an der immergleichen Unheilsgeschichte durch die Verkündigung eines nahen katastrophischen Weltendes überwanden, dem der Anbruch eines ganz anderen, nunmehr auch spirituell erlösten Weltzustandes unmittelbar folgen werde. Aus der abermals enttäuschten Naherwartung der apokalyptisch verheißenen Heilswende sollten endlich Gnostiker die ebenso zwingende wie vermessene Konsequenz ziehen, die Vernichtungswürdigkeit der verfehlten Schöpfung im ganzen zu behaupten, um ihren Aufruhr gegen deren Schöpfer zur Selbsterlösung des Menschen durch esoterisches Heilswissen fortzutreiben. In solcher Häresie sah Scholem die Apostasie eines »messianischen Aktivismus« heraufziehen, dem »die Utopie zum Hebel« werden könnte, um in heilloser Selbstherrlichkeit »das messianische Reich aufzurichten.«

Jakob Taubes: *Abendländische Eschatologie,* München 1991;

Der Preis des Messianismus. Briefe von Jacob Taubes an Gershom Scholem und andere Materialien, Würzburg 2006.

Norman Cohn: *Die Erwartung der Endzeit. Vom Ursprung der Apokalypse,* Frankfurt a. M./Leipzig 1997.

Hans Jonas: *Gnosis und spätantiker Geist. Erster Teil: Die mythologische Gnosis,* Göttingen 1964.

Das Scheitern der letzten jüdischen Aufstände gegen die römische Herrschaft im 1. Jahrhundert bedeutete indessen den traumatischen Zusammenbruch des militanten Messianismus und führte zur Etablierung des rabbinischen Judentums, welches die mündliche Offenbarung der Thora in der schriftlichen Tradition des Talmud autoritativ kodifizieren sollte. Unter Diasporabedingungen unterwarf die rabbinische Hegemonie den alten nationalreligiösen Fanatismus, der sich die Vernichtung der Heiden und die Weltherrschaft Israels zum Ziel gesetzt hatte, einer asketischen Verinnerlichung und universalistischen Läuterung. So kristallisierte sich allmählich ein neuer, vergeistigter Messianismus heraus, der freilich



Schrecklich ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. – William Blake: Der gute und der böse Engel, um 1795

um seinen theopolitischen Gehalt gebracht war und den Juden ein »Leben im Aufschub« auferlegte, wie Scholem bündig bilanziert: »Die Größe der messianischen Idee entspricht der unendlichen Schwäche der jüdischen Geschichte, die im Exil zum Einsatz auf der geschichtlichen Ebene nicht bereit war.«

Jacob Taubes: *Die Politische Theologie des Paulus,* München 1993.

Den Ausstieg aus der Geschichte und den »Verzug des Endes« verschuldet zu haben, gereichte einem zur Ordnung des Gesetzes gerufenen Messianismus jedoch nicht unbedingt zur Ehre. In einem Brief an Carl Schmitt stellt Taubes betroffen fest, zur »katechontischen Form« der Existenz gehöre leider »auch das Mysterium Judaicum«. Was für Schmitt der römische Katholizismus in der christlichen Welt war, schien Taubes der rabbinische Talmudismus in der jüdischen Diaspora zu sein: ein »Aufhalter« (»Katechon«) der – von jenem gefürchteten und von diesem ersehnten – messianischen Endzeit.

Gershom Scholem: »Erlösung durch Sünde«, in: *Judaica 5,* Frankfurt a. M. 1992; »Der Nihilismus als religiöses Phänomen«, in: *Judaica 4,* Frankfurt a. M. 1984; »Die Metamorphose des häretischen Messianismus der Sabbatianer in religiösen Nihilismus im 18. Jahrhundert«, in: *Judaica 3,* Frankfurt a. M. 1973.

Allerdings drängten seit dem 17. Jahrhundert die traditionalistisch gebändigten messianischen Leidenschaften zunehmend in den mystischen Strömungen des Judentums zum Ausdruck, und die Erlösungssehnsucht, welche die kabbalistische Bewegung durchwirkte, brach sich offen in der gnostischen Häresie des Sabbatianismus Bahn. Die Jünger des selbsternannten Messias Sabbatai Zwi sahen sich als Vorkämpfer einer mystischen Weltrevolution, die eine Umwertung aller jüdischen Werte vollziehen werde. Diese »große historische Explosion eines akuten Messianismus« setzte nach Scholem nahezu »die gesamte jüdische Welt in einen messianisch-apokalyptischen Taumel« und bedrohte ernsthaft den Bestand der rabbinischen Tradition. Noch radikaler erhob der spätsabbatianische Messias Jakob Frank die »Erlösung durch Sünde« zu einem libertinistischen Programm und predigte seinen »Kontratalmudisten« ein »Evangelium des unverstellten Nihilismus«. Mystik zu Militarismus pervertierend, beauftragte Frank »Millionen jüdischer Elitetruppen«, die »keine Religion haben dürfen«, mit der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden. In diesem revolutionären Chiliasmus, der die welterlösende Macht von Sexualität und Zerstörung ins Zentrum seiner messianischen Utopie stellte, sollte der redliche Kabbalaforscher die »Vorhut der jüdischen Aufklärung« erkennen.

Während Scholem sich besorgt zeigte über solche »dämonischen Formen jüdischen Geistes« und an das pharisäische Gebot erinnerte, »den Messias nicht zu bedrängen«, lehrte Taubes freimütig, ohne revolutionären Einsatz gerade dieses »dämonisch zerstörenden Elements« könne die gottlose Welt nicht gerettet werden. Schließlich war von jeher »das wesentliche Verhalten Israels zum Leben durch das Pathos der Revolution bestimmt.« Bereits in dem Kampf zwischen Römern und Zeloten sah der linke Taubes gut apokalyptisch »zwei Weltprinzipien« aufeinandertreffen: »das Weltreich der Herren mit der Weltrevolution der Unterdrückten.« An der rechten Front wiederum brachte Ernst Niekisch analog die »imperialen Figuren« des »römischen Cäsar« und des »jüdischen Messias« gegeneinander in Stellung, die ihm den ewigen Widerstreit zwischen etatistisch-herrschaftlichem Geist und anarchistisch-nihilistischem Instinkt verkörperten. Indessen konnten die nihilistischen Impulse der jüdischen Aufklärung ihre theopolitische Wirkung erst entfalten, als der chiliastische

Ernst Niekisch: *Die dritte imperiale Figur,* Berlin 1935.

Wille, den Himmel gewaltsam auf die Erde zu zwingen, auch das Säkularisierungsprojekt der europäischen Aufklärung zu durchdringen begann.

Dem tiefblickenden Hans-Dietrich Sander schien diese sich bereits mit Spinoza »dämonisiert« zu haben, aber auch Hans-Joachim Schoeps nannte den orthodoxen Bannfluch gegen den rationalistischen Aufklärer »einen Segen«. Dabei betrieb Spinozas *Tractatus theologico-politicus* mit seinem Programm einer überkonfessionellen Vernunftreligion gerade keine politische Mobilisierung des theologischen Erbes, sondern vielmehr dessen liberale Neutralisierung. Jene sollte sich erst in den »politischen Messianismen« der säkularen Moderne sukzessiv vollziehen: Waren die bürgerlichen Nationalismen und utopischen Sozialismen noch von einem »prophetischen« Fortschrittsglauben beseelt, so bedeutete die revolutionäre Wendung des Marxismus schon eine »apokalyptische« Verschärfung in kapitalistischen Krisenzeiten; und die anarchistische Sprengkraft »gnostischer« Welterlösungslehren wurde schließlich in der katastrophischen Weltkriegsepoche unter dem katalysierenden Einfluß jüdischer Apostaten freigesetzt.

Es war Schoeps, der den Nerv des Problems schmerzhaft traf: »Der Mensch, der nicht mehr in der Furcht des Herrn steht, also nicht mehr als Geschöpf Gottes Willen tut, steht allerdings in seiner Eigenmächtigkeit und seinem Schöpferanspruch gegen Gott. Und weil der Abfall vom Judentum keine so harmlose Sache ist, wie wenn ein Christ aus der Kirche austritt, ist er allerdings durch und durch ein dämonischer Vorgang, insofern das Gegenstück zur Erwählung die Verwerfung ist und der abgefallene Jude nicht bloß ins Heidnische zurücksinkt, sondern Gottes Widersacher wird.«

Bekenntnishaft erhob Ernst Bloch das »luziferische Wesen« des Menschen, das »Schaffenwollen oder Seinwollen wie Gott«, zum Prinzip seiner bolschewistisch gestählten Hoffnung auf eine mystische Theokratie. Sein furchtloser »Exodus Hiobs aus Jachwe« zielte auf eine atheistische Selbsterlösung des an Gott verzweifelten Menschen, denn »ohne Atheismus findet Messianismus keinen Platz: Ubi Lenin, ibi Jerusalem.«

Solchen gnostisch erleuchteten Marxismus in einem apokalyptisch entfesselten Anarchismus noch überbietend, rühmte Walter Benjamin in seinem *Theologisch-politischen Fragment* es als Blochs größtes Verdienst, »die politische Bedeutung der Theokratie mit aller Intensität geleugnet zu haben.« Benjamin wähnte alle staatlich profanierte Politik dem Untergang geweiht, und diesen schleunigst herbeizuführen, galt ihm als »Aufgabe der Weltpolitik, deren Methode Nihilismus zu heißen hat.« Noch vor Erscheinen von Carl Schmitts *Politischer Theologie* beschwor jener in seiner frühen *Kritik der Gewalt* den »Ernstfall« der »Entscheidung« und propagierte eine Politische Theologie der Gewalt, die – in schärfstem Gegensatz zu Schmitts katechontischer Staatsrechtslehre – alles menschliche Recht als etwas Mythisches und Morsches der Vernichtung anheimgab. Das »Dogma der Heiligkeit des Lebens« als »letzte Verirrung der geschwächten abendländischen Tradition« diffamierend, stilisierte Benjamin den »destruktiven Charakter« zum revolutionären Beschleuniger der messianischen »Jetztzeit« empor, denn »echte göttliche Gewalt kann anders als zerstörend nur in der kommenden Welt sich manifestieren.« Gegen das schlechte Bestehende »waltet« die göttliche Gerechtigkeit allemal »schlagend und macht nicht halt vor der Vernichtung«; diese aber wirke »auf unblutige Weise letal«.

Unter allen Exegeten Benjamins war es allein Jacques Derrida, den bei diesen Worten ein »Schwindelgefühl« befiel angesichts der ebenso naheliegenden wie verstörenden Assoziation zu den gleichfalls »unblutig letal« wirkenden »Gaskammern und Brennöfen«, denen sich Benjamin auf der Flucht vor den Nationalsozialisten durch Selbstmord entzog: »Die Vorstellung, daß man den Holocaust als Entsühnung und unentzifferbare Signatur eines gerechten und gewaltsamen göttlichen Zorns deuten könnte, versetzt uns in Angst und Schrecken.« Eine solche sakralisierende Deutung, wie sie von seiten des orthodoxen Judentums gleichwohl immer wieder gegeben wurde, läßt sich profan und prinzipiell bestreiten. Was aber bleibt, ist Derridas eingestandene »Versuchung«, gerade in dem unerbittlichsten Feind des Judentums nur dessen eigenste Frage in vernichtender Gestalt wiederzuerkennen. Dann freilich offenbarte sich in Benjamins tragischem Schicksal die gespenstische Dialektik eines Diktums von Jacob Taubes: »Das Judentum ›ist‹ politische Theologie – das ist sein ›Kreuz‹.«

Hans-Dietrich Sander: *Die Auflösung aller Dinge. Zur geschichtlichen Lage des Judentums in den Metamorphosen der Moderne,* München 1988.

Hans-Joachim Schoeps: *Ein weites Feld,* Berlin 1980.

Jacob L. Talmon: *Politischer Messianismus,* Köln/Opladen 1963.

Hans Kohn: *Die Idee des Nationalismus,* Frankfurt a. M. 1962.

Hans Blüher, Hans-Joachim Schoeps: *Streit um Israel,* Hamburg 1933.

Ernst Bloch: *Geist der Utopie. Zweite Fassung,* Frankfurt a. M. 1964 (1918);

Atheismus im Christentum, Frankfurt a. M. 1968;

Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt a. M. 1959.

Walter Benjamin: »Zur Kritik der Gewalt« (1921), sowie: »Theologisch-politisches Fragment«, in: ders.: *Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze,* Frankfurt a. M. 1965.

Gabriele Guerra: *Judentum zwischen Anarchie und Theokratie. Eine religionspolitische Diskussion am Beispiel der Begegnung zwischen Walter Benjamin und Gershom Scholem,* Bielefeld 2007.

Jacques Derrida: *Gesetzeskraft. Der »mystische Grund der Autorität«,* Frankfurt a. M. 1991;

Marx' Gespenster, Frankfurt a. M. 1995.

11. September – ein doppeltes Tagebuch

von Volker Mohr

Tagebuch 2001

Schaffhausen, 11. September 2001
Etwa um siebzehn Uhr brachte uns Christine die Meldung von den Terroranschlägen auf die amerikanischen »Nervenzentren«. Im Radio hörten wir, daß zwei entführte Passagierflugzeuge, gesteuert von Selbstmordkommandos, in das New Yorker World Trade Center hineinflogen. Dieses soll kurz darauf in sich zusammengestürzt sein. Es soll Tausende von Toten gegeben haben. Fast gleichzeitig stürzte eine ebenfalls entführte Maschine auf das Pentagon. Hier soll es etwa achthundert Tote gegeben haben. Ein viertes Passagierflugzeug stürzte, wahrscheinlich auf dem Weg zum Weißen Haus, ab. Am Abend und die Nacht hindurch konnten wir die aktuellen Neuigkeiten im Fernsehen mitverfolgen.

Schaffhausen, 12. September 2001
Politiker und Journalisten sprachen angesichts der Anschläge von einem ungeheuren Akt der Unmenschlichkeit. Das läßt aufhorchen, zumal die Unmenschlichkeit schon vorgegeben war. Sie wohnt bereits in den Gebäuden, die über die räumlichen Maße hinausgreifen, und ebenso in den Transportmitteln, die die zeitlichen Maße des Menschen überschreiten. Zudem darf hier nicht einfach von einem Anschlag auf die Mobilität gesprochen werden: Vielmehr wurden die Zentren der Mobilität durch die Symbole derselben getroffen – die Schlange beißt sich in den Schwanz.

Praktisch alle westlichen Länder erhöhten nach dem Vorfall ihre Alarmbereitschaft. Selbst in Schaffhausen vertagte der Große Rat anscheinend seine Sitzung.

Von Seiten des Bundesrates wurde von apokalyptischen Ereignissen gesprochen. Ein wahres Wort, wenngleich dabei vielmehr an einen Untergang gedacht wurde und weniger an eine Enthüllung, was der Begriff im Grunde meint. Der Anschlag hatte jedoch, nebst seiner Schrecklichkeit, tatsächlich enthüllenden

Tagebuch 2010/11

Diessenhofen, 19. August 2010
Vieles, was seit dem 11. September 2001 geschah und von Bedeutung war, ist wieder vergessen. Aber die Bilder des brennenden World Trade Centers sind präsent und laufen vor dem geistigen Auge gestochen scharf ab. Um damit umgehen zu können, sind nicht Informationen, sondern prägnante Deutungen hilfreich, wie etwa jene von Michael Klonovsky: »Bush & Co haben sich den 11. September ungefähr so zunutze gemacht wie Hitler & Co den Reichtagsbrand. Ansonsten entsprach der Angriff auf den Irak dem Angriff eines Piratenschiffs auf ein Sklavenschiff: daß die Schinder erledigt wurden, ist ein angenehmer Kollateraleffekt, aber man muß deshalb nicht Partei ergreifen für die Piraten.«

Diessenhofen, 22. August 2010
Neun Jahre sind seit den Anschlägen vergangen. Der Irakkrieg, der im Jahr 2003 begann, wurde durch sie zumindest legitimiert und ebenso die Intervention der US-geführten Koalition in Afghanistan. Vor allem aber wurde durch die Anschläge der Islam im Westen wahrgenommen. Auch das gehört in die Kategorie der Alarmbereitschaft und der Enthüllungen. Plötzlich erkannte man, daß der Islam auf dem Vormarsch war, nicht nur kriegerisch – durch Terrorakte –, sondern auch »sanft«, so als wäre er durch die Hintertüre eingeschlichen. Plötzlich wurden Kopftuch, Burka, Minarett, wurden die Scharia und der bisweilen extrem hohe Ausländeranteil an Schulen und vor allem in den Städten wahrgenommen. Plötzlich waren Ausländergewalt, Geburtenüberschuß der ausländischen Bevölkerung und Integration ein Thema. Reden durfte man darüber in der Öffentlichkeit freilich noch nicht.

Diessenhofen, 1. September 2010
Was vom Einsturz der Türme bleibt, ist neben den Bildern die Zahl. *Nine eleven* steht für das

Charakter: Der grenzenlose Liberalismus neigt ebenso wie der Totalitarismus zum Gigantismus, wobei alles Gigantische unmenschlich ist. Und so sind die gigantischen Gebäude in erster Linie riesige Gefängnisse, auch wenn sie als Symbole der Freiheit angesehen werden. Wie sehr der einzelne darin gefangen ist, wurde dadurch deutlich, daß es für ihn keinen Ausweg mehr gab.

Schaffhausen, 13. September 2001
Den ganzen Tag und die ganze Nacht über Bilder von New York. Amerika spricht von einem Anschlag der Barbaren gegen die zivilisierte Welt und erklärt diesen den Krieg. Die Wortwahl ist verständlich, zumal hier Emotionen mitspielen. Trotzdem waren gerade in diesem Fall keine Barbaren – also Ausländer, die mit der einheimischen Sprache und Gesittung nicht vertraut sind und deshalb als roh und ungebildet gelten – am Werk. Damit der Anschlag gelingen konnte, mußten die Terroristen sehr wohl mit Sprache und Gesittung der Amerikaner vertraut und überdies gebildet sein.

Hier liegen sich nicht mehr Kain und Abel in den Haaren, es handelt sich vielmehr um eine Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Kains – zwischen Kains, die bereits vertrieben waren und somit aus dem Ortlosen agieren. Für Amerika trifft das real zu. Der Gründung des Staates ging die »Vertreibung« unerwünschter Personengruppen aus Europa voraus, zudem erklärt sich das Land für unbegrenzt, wodurch es sich über die ganze Welt bis in den Weltraum hinaus ausbreiten muß. Die arabischen Staaten andererseits, von welchen der Terror kommen soll, beziehen ihre Identität aus der Erdölförderung, die sie letztlich ortlos macht. Erschwerend kommt hinzu, daß sie eine Technik benutzen, die sie selber nicht entwickelt haben und nicht entwickeln können. Die fundamentalistischen Strömungen vermögen hier kein Gegensteuer zu geben. Im Gegenteil: Inmitten von Repressionen kann keine Kultur wachsen.

Da es sich bei der amerikanischen und der arabischen Kultur um Antipoden handelt, berühren sie sich, wie alle Gegensätze, in ihren Extremen. So ist der Fundamentalismus lediglich die Kehrseite des grenzenlosen Liberalismus. Im Grunde aber gehen sie aus derselben Verdrängung hervor.

Schaffhausen, 14. September 2001
In einer vernetzten Welt sind immer alle an den Ereignissen beteiligt und davon betroffen. Nur schon die Fernsehbilder machten jeden einzelnen zum Augenzeugen: Die Katastrophe ereignete sich vor den Augen der Welt – sie ist in die Wohnung jedes einzelnen eingedrungen, hat viel mehr zum Einstürzen gebracht, als man je wird ermessen können.

Schaffhausen, 24. September 2001
Die Fotos des brennenden World Trade Centers sind mittlerweile in jeder Illustrierten großformatig abgebildet. Dabei sieht man Leute, die sich an der Außenseite eines der Gebäude an

epochale Ereignis. Das deutet, obwohl immer wieder auf die seelischen Auswirkungen hingewiesen wurde, auf einen formalen, rein abstrakten Umgang mit dem Ereignis hin. Insbesondere in einer technischen Welt wird die Zahl wichtiger als der Kopf. Damit verbunden sind humane Einbußen, die durch Schlagworte wie »Menschenrechte« oder »Menschenwürde« aufgewogen werden. Niemand wäre beim Untergang der »Titanic«, der für die damalige Zeit ein vergleichbares Aufsehen erregte, auf die Idee gekommen, vom 14. April oder von *four fourteen* zu sprechen, und von der ersten Mondlandung, die erst gut vierzig Jahre zurückliegt und die ebenfalls eine ganze Welt bewegte, kennen die meisten weder das genaue Datum noch die Jahreszahl. Gleichwohl sollen Zahlen nicht zu gering geachtet werden. Es ist, glaubt man den Numerologen oder Zahlenmystikern, kein Zufall, an welchem Datum man geboren wurde, und wohl jeder kam schon mit der Zahlensymbolik in Kontakt, die etwa die 13 als Unglückszahl nennt. Auch die Zahlen in der Bibel sind symbolisch zu verstehen, und ebenso sind, astrologisch gesehen, Zahlen mit Inhalten verbunden. So entspricht die Neun dem Mars mit seinen aufdeckenden, formsprengenden Qualitäten, während die Elf dem Uranus zugeordnet wird, jenem Planeten, der für die Aufhebung von Unterschieden und Polaritäten steht. Im Zusammenspiel der beiden Zahlen ergibt sich eine Mutation, die plötzlich, mitunter aggressiv in Erscheinung tritt. Die jüngere deutsche Geschichte ist dabei eng mit der Neun und der Elf verbunden. Allerdings ist es hier nicht der 11. September, sondern dessen Umkehrung: der 9. November. Dieses Datum markiert das Ende der Märzrevolution, die Ausrufung der Weimarer Republik, die Gründung der SS; die Reichsprogromnacht fand an einem 9. November statt, und ebenso wurde an diesem Datum durch den Fall der Mauer die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten eingeleitet.

Fast wird unter dem Eindruck von 9/11 vergessen, daß am 11. September des Jahres 1609 der Engländer Henry Hudson in die Bucht von New York vordrang und dabei die Insel Manhattan entdeckte.

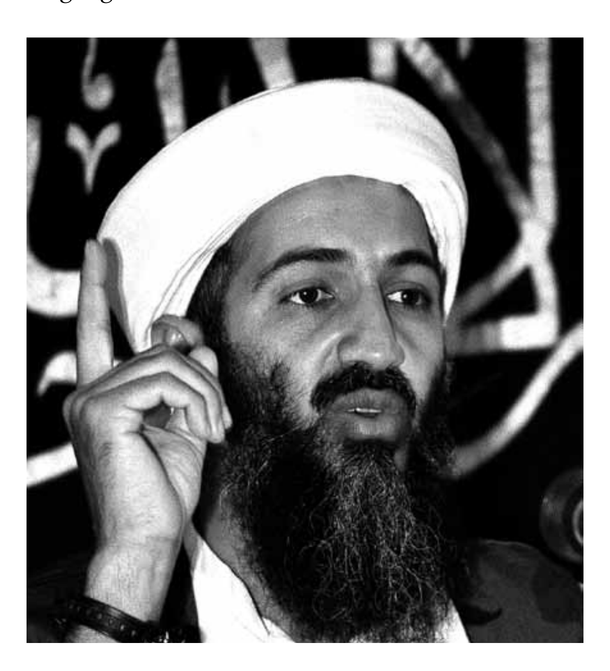
Diessenhofen, 7. September 2010
Eine evangelikale Splittergruppe im US-Bundesstaat Florida plant eine öffentliche Koranverbrennung zum neunten Jahrestag des 11. Septembers. Die Glaubensgemeinschaft wirbt auf ihrer Seite im Online-Netzwerk Facebook mit dem Slogan »Islam kommt vom Teufel«.

Die Reaktionen bleiben nicht aus. So demonstrierten in Kabul bereits mehrere hundert Afghanen vor einer Moschee gegen die geplante Koranverbrennung. Sie verbrannten ihrerseits amerikanische Flaggen und riefen »Tod für Amerika«.

Auch solche Aktionen gehören zum medialen Schlagabtausch. Durch die bildhafte Vervielfältigung wird aus einem Windhauch schnell ein Orkan. Wie wäre der 11. September von der Welt aufgenommen worden, wenn keine Live-Bilder zu sehen gewesen wären? Die Antwort

den Fenstern festklammern, um früher oder später in den Tod zu springen. Jenseits der Betroffenheit sind das Sinnbilder dafür, daß auch derjenige, der sich an der Außenseite befindet, also der Außenseiter, auf Gedeih und Verderb zum System gehört. Geht das System zugrunde, so ist auch er davon betroffen.

Schaffhausen, 8. Oktober 2001
In der Pariser Metro sollen, wie Christine berichtet, immer wieder Meldungen über Lautsprecher ertönen, in denen vor Paketen gewarnt wird, die scheinbar niemandem gehören. Zudem seien alle Papierkörbe abgedeckt worden. Die Angst greift um sich.



Zudem scheint die Zeit für Katastrophen empfänglich zu sein. So kollidierte heute in Mailand eine kleinmotorige Maschine mit einem Großraumflugzeug. Fazit: hundertvierzehn Tote und vier Vermißte.

In Afghanistan gehen die Bombardements anscheinend weiter. Diesem Vorgehen liegt das alte Mißverständnis zugrunde, daß ein jeweiliger Makel einfach beseitigt oder verdrängt werden kann. Damit ist aber, medizinisch gesprochen, der Patient nicht geheilt – der Tumor bricht zu gegebener Zeit, mitunter in anderer Form, wieder auf.

Wenn der Volksmund recht hat, wonach jedes Land diejenige Regierung besitzt, die es verdient, so sind Staatsstreiche und auch Eingriffe von außen von vornherein zum Scheitern verurteilt. Das heißt nicht, daß bestimmte Personen nicht entfernt werden könnten, aber das System bleibt letztlich dasselbe. Das kann sogar dazu führen – vorausgesetzt, der jeweilige Machthaber stimmt im Grunde mit der Volksgesinnung überein –, daß Attentate fehlschlagen. Ernsthaft gefährdet ist ein tyrannischer Machthaber erst dann, wenn die Gesinnung des einzelnen von Überlagerungen und Vorstellungen befreit ist. Nicht der Andersdenkende ist daher der eigentliche Feind des Tyrannen, sondern der Souveräne. Das wird schon bei König Herodes deutlich.

liegt auf der Hand: An das Flugzeug, das ins Pentagon prallte, erinnert man sich kaum mehr, und von jener Maschine, die angeblich auf dem Weg zum Weißen Haus abstürzte, nahm man schon damals kaum Notiz.

Diessenhofen, 20. März 2011
Flutwelle und Atomkatastrophe in Japan. Man wundert sich, wie gelassen der Japaner bleibt. Der Europäer hätte als erstes seine Haut zu retten versucht und wäre wohl schon längst geflüchtet.

Bisweilen wird versucht, das Verhalten des Japaners mit dessen Mentalität zu erklären, und es wird erwogen, daß der Ernstfall die Mentalitätsnivellierung, die die Globalisierung mit sich



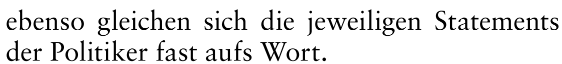
brachte, aufzuheben imstande sei. Dieser Schluß erscheint jedoch etwas voreilig. Natürlich hat der Japaner eine andere Mentalität als der Europäer, wesentlich scheint jedoch, daß bei ihm die Individualisierung weit weniger fortgeschritten ist als beim westlichen Typus. Daß der Japaner dem Europäer in technischer Hinsicht trotzdem nicht hinterherhinkt, scheint vor allem damit zusammenzuhängen, daß die Technik, die ja die Grundlage des Fortschrittes bildet, mit Disziplin, intellektuellem Vermögen und Haltungsehrgeiz »leicht« nachzuahmen ist.

Das Einstehen des einzelnen für das Ganze finden wir in Kulturen, die sich noch als Einheit verstehen oder in denen die Individualisierung nur wenig ausgeprägt ist. Dasselbe Verhalten, jedoch mit anderen Vorzeichen, findet sich bei Gruppierungen und Gemeinschaften, die ideologisiert sind. Die Retter in Fukushima zählen zu der ersten Gruppe, während jene, die in Tschernobyl die Arbeit machten, dem System zu gehorchen hatten. Und die islamischen Selbstmordattentäter? Hier kumulieren die Beweggründe. In der islamischen, insbesondere aber in der arabischen Welt ist die Individualisierung des einzelnen vergleichsweise nur wenig ausgeprägt. Dazu kommt, daß der Islam eine Ideologie ist und wohl kaum je eine Chance hat, eine ideologiefreie Form anzunehmen.

Für jeden Organismus, auch für ein Land, ist der beste Schutz gegen Einwirkungen jedweder Art die Entwicklung von Identität. Das führt zum Aufbau eines Immunsystems bis hinein in die kleinsten Zellen, dem einerseits Terroristen erliegen und das andererseits technische Abwehrmaßnahmen im großen Stil überflüssig macht.

Die Ereignisse spielen sich immer mehr über die Medien ab. Das wurde bereits beim Anschlag in New York deutlich. Ärgerlich sind dabei die Berichterstattungen. Ganze Abende werden mit Informationen bestritten, die eigentlich nur Stoff für ein paar Minuten liefern würden. Man sieht dieselben Bilder mehrmals und





ebenso gleichen sich die jeweiligen Statements der Politiker fast aufs Wort.

Schaffhausen, 10. Oktober 2001
Von den Journalisten, die jetzt täglich mit Kommentaren zum Kriegsgeschehen im Fernsehen zu sehen sind, fällt Peter Scholl-Latour auf, der sich als profunder Kenner der östlichen Welt erweist. Auch scheinen seine Einschätzungen auf einer umfassenden Grundlage zu beruhen. So erfährt man, daß in Afghanistan riesige Ölvorkommen vermutet werden. Deshalb also erst der Einfall der Russen und jetzt der Amerikaner. In einer von Mobilität und somit von Energie bestimmten Welt werden auch die Kriege von diesen Themen bestimmt. Da Energie immer aus untergegangenem Leben hervorgeht, ist dies ein Krieg, der um Kadaver geführt wird. Daß dabei humane Gesichtspunkte in den Hintergrund gedrängt werden, erscheint folgerichtig.

Schaffhausen, 12. Oktober 2001
Eine sich beschleunigende Welt benötigt zunehmend Energie. Und so verwundert es nicht, daß parallel zur Beschleunigung Energievorkommen entdeckt wurden, wie etwa Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die ersten Ölfelder. Daß dabei der Versuchung des »schwarzen Goldes« entsprochen wurde, erstaunt nicht. Hätte man ihr

Während das Christentum, obwohl durch die Kreuzzüge und die Inquisition entgleist, auf einem gesunden Fundament steht – Liebe und Vergebung sind seine ureigensten Maximen –, hat der Islam bereits im Fundament Risse. Mohamed setzte seinen Einfluß mitunter auch militärisch durch. So leitete er unter anderem die Unterdrückung des Heidentums auf der arabischen Halbinsel ein – manche Quellen bezeichnen ihn schlicht als Mörder.

Was auf gesundem Boden gründet, kann zwar entgleisen, aber es hat durch die Kraft des Fundamentes immer wieder die Chance, zum Wahren zurückzufinden. Was andererseits auf schlechtem Boden gründet, kann zwischen-



ALL STREET JO
MONDAY, MAY 2, 2011 - VOL. CCLVII NO. 101
NIKKEI 9849.74 ▲1.7% STOXX 600 283.78 ▲1.2% 10-YR.TREASURY ▲27/32, yield
Osama Bin Laden, Terror Mastermind, Is Reported Dead
Ne
Rc

durch zwar Blüten treiben, aber es kann sich seinem eigenen Fundament nicht entziehen – es sei denn, es wüchse über sich hinaus.

Diessenhofen, 5. April 2011
Aufhorchen lassen Mitteilungen wie diese: »Ein 47 Stockwerke hohes Gebäude in der Nachbarschaft des World Trade Centers, das von keinem Flugzeug getroffen worden war, stürzte sieben Stunden nach den Türmen ein. Das deutet auf eine kontrollierte Sprengung hin.«

Daß nach den Anschlägen Verschwörungstheorien auftauchen würden, war zu erwarten. Egal, was man davon hält: Eine Verschwörung lag den Anschlägen auf jeden Fall zugrunde, gleichviel ob hier Islamisten oder der amerikanische Geheimdienst ihre Finger im Spiel hatten. Möglich scheint aber auch, daß beide daran beteiligt waren – »Piraten und Sklavenhalter« in verdeckter Symbiose. Immerhin wurde bin Laden, als er in den achtziger Jahren in Afghanistan die Guerillatruppen der islamischen Mudschaheddin aufbaute, von den USA als natürlicher Verbündeter angesehen und vom CIA unterstützt.

Die USA konnten sofort von eigenen Problemen ablenken und hatten einen Kriegsgrund. Andererseits konnte bin Laden einen gewaltigen Erfolg für sich verbuchen, der ihn im Westen bekannt und in eigenen Kreisen zum Helden machte.

überhaupt widerstehen können? Die Vorteile der zur Verfügung stehenden Energie liegen auf der Hand; weniger deutlich zeichnen sich hingegen die Nachteile ab – bisweilen will man sie auch gar nicht sehen. Für den, der seine Identität zu verlieren beginnt, was durch die Beschleunigung zwangsläufig eintritt, muß das Öl ein Segen sein – ein Kompensationsmittel erster Güte. Amerika konnte dadurch seine Mobilität ins Grenzenlose steigern, womit es keine Identität zu entwikkeln brauchte, und die arabischen Staaten konnten den Schwund ihrer Identität durch den materiellen Gewinn ausgleichen. So gesehen, frißt das Öl Identität – es frißt letztlich Gegenwart. Das spürt der Betroffene, und er wird sich dagegen verwahren, indem er Macht ausspielt. So kommt es auf der einen Seite zu fundamentalistischen Strömungen, auf der anderen Seite zur Weltmachtpolitik.

Durch das Knapperwerden der Ölvorräte müssen sich die jeweiligen Kompensationen zuspitzen, bis hin zum wilden Umsichschlagen. In ein solches Stadium sind Amerika und die arabischen Länder eingetreten, und es ist zu vermuten, daß die Konfrontationen in Zukunft noch zunehmen werden. Die Identitätslosen sind immer die Gefährlichsten: Sie haben kein Maß und kein Ziel – sie haben keine Ethik.

Schaffhausen, 1. November 2001
In den Morgennachrichten wird davon berichtet, daß das französische Parlament der Polizei umfassende Vollmachten in der Terrorismusbekämpfung erteilt hat. Die Franzosen wirken in dieser Beziehung entschlossener als ihre deutschen Nachbarn, die diesbezüglich noch immer in der Diskussion stecken. Bei solchen Kompetenzübertragungen muß jedoch befürchtet werden, daß das Pendel schon bald umschlägt. Zusehends wird der zu Schützende in den Mittelpunkt des Verdachts geraten. Das wird mittels Telefon- und E-Mail-Überwachungen, Personenüberprüfungen ohne Angaben von Gründen, durch Videoüberwachungen und sogenannten Lauschangriffe erreicht. Der einzelne wird sich gerade von dieser Seite ständig unbewußt bedroht fühlen müssen. Für ihn geht vom Staat, zu dem er grundsätzlich eine positive Einstellung hat, letztlich eine tiefer greifende Bedrohung aus als vom Terrorismus selbst.

Schaffhausen, 19. Dezember 2001
Der Krieg in Afghanistan scheint, zumindest was die großen Angriffe betrifft, beendet zu sein. Die Flamme ist erloschen, aber im Innern glimmt es weiter. Der Chef der Taliban, Mullah Omar, und auch bin Laden befinden sich allerdings noch auf freiem Fuß. Besser müßte man wohl sagen, sie sind untergetaucht, denn frei sind sie schon lange nicht mehr.

Die Fesseln, die das Schicksal einem anlegt, sind oft härter als Ketten aus Stahl. Aber der Richter ist unbestechlich und gerecht, auch wenn wir in jedem seiner Trümpfe eine gezinkte Karte zu erkennen glauben. Gezinkt sind einzig die Karten der irdischen Machthaber.

Diessenhofen, 2. Mai 2011
Erste Meldung in den Nachrichten: Bin Laden ist tot. Der Nachrichtensprecher war anscheinend so aufgebracht über die Nachricht, daß er von Obama bin Laden sprach.

Seltsam mutete schon damals der kometenhafte Aufstieg des Terroristen an. Von einem Tag auf den anderen war er in aller Munde. Und jetzt die allgemeine Genugtuung über dessen Tod. Die Frage bleibt natürlich, ob der Tod bin Ladens kalkuliert war. Mußte gerade zu diesem Zeitpunkt etwa von der US-Schuldenwirtschaft abgelenkt werden, oder bedeutete er vielleicht sogar den Startschuß für Obamas Wahlkampf?

Bin Laden war ein Repräsentant jener Identitätslosen, die kein Maß und kein Ziel haben. Identitätslosigkeit kündigt sich in der Jugend oft durch Ausgrenzung an. Bei bin Laden wird vermutet, daß er als Kind den Rufnamen »Sohn der Sklavin« erhalten habe. Minderwertigkeitsgefühle werden daher als ein möglicher Antrieb zum Terrorismus genannt. Statt durch die Annahe des »Unrechts« sein eigenes Maß zu finden, kämpft man viel lieber dagegen an, bis hin zum wilden Umsichschlagen. Das gilt natürlich nicht nur für Individuen, sondern auch für Staaten.

Diessenhofen, 12. Mai 2011
»Das Versteck des Al-Qaida-Chefs in Abbottabad (Pakistan) – es war kein Versteck, sondern eine Kommando-Zentrale!« und: »US-Ermittler fanden das Notizbuch von Osama bin Laden und weitere wichtige Dokumente«, lauten heute die Schlagzeilen in der Presse. Warum nicht gleich ein neuer Comic: »Tim und Struppi in Pakistan« oder: »Die drei Fragezeichen – Das geheime Notizbuch«.

Es ist gleichermassen sonderbar wie bezeichnend, daß in einer hochtechnisierten Welt die gleichen Dinge eine Rolle spielen wie seit eh und je: Ein einfaches Haus wird zur Kommandozentrale, ein Notizbuch gibt entscheidende Hinweise und vielleicht taucht schon bald das Motiv der offenstehenden Türe wieder auf (Barschel), oder ein führender Politiker stürzt sich wieder einmal aus einem Fenster (Prag, 1618).

Auch die Militärs und die Politik handeln im großen und ganzen nicht viel anders als früher, wenngleich die Vorgehensweisen dynamischer und die Ziele globaler geworden sind. Das hängt vielleicht damit zusammen, daß sich die Beweggründe nie ändern: Gut und Böse, Macht und Ideologie sind untrennbar mit dem Menschen und den Kulturen verbunden. Letztlich steckt dahinter das ewige gleiche Motiv: die Nichtannahme der eigenen Grenzen sowie des eigenen Schicksals.

Diessenhofen, 19. Mai 2011
Der Kachelmann-Prozeß nähert sich seinem Ende, und Dominique Strauss-Kahn, der Direktor des IWF, ist wegen versuchter Vergewaltigung einer New Yorker Hotelangestellten verhaftet worden. Da sind die Schlagzeilen von gestern schnell vergessen. Von Osama bin Laden spricht jedenfalls niemand mehr.

AKTUELL



ISBN
978-3-902475-84-8
Jost Bauch
DER NIEDERGANG
Deutschland in der globalisierten Welt
Schriften wider den Zeitgeist
216 Seiten, Hardcover
€ 19,90

Die Auswirkungen der Globalisierung auf Deutschland stehen im Mittelpunkt dieser Sammlung gesellschaftskritischer Aufsätze. Geht der Staat im globalen Zeitalter unter oder bleibt die Nation unverzichtbar? Wie sieht der demographische Wandel – Geburtenmangel, Überalterung, Immigration – aus der Sicht der Soziologie aus, wie das Verhältnis von Ökologie, Ökonomie, Gesellschaft und Politik? Die scharfsinnigen Analysen Bauchs beleuchten politische und gesellschaftliche Entwicklungen, die das Gesicht Europas in den nächsten Jahren radikal verändern werden. Ist der Niedergang unabwendbar? Der bekannte Soziologe Jost Bauch glaubt, dass aufgrund vorhandener Potenziale erfolgversprechende Gegenstrategien möglich sind.



ISBN
978-3-902475-94-7
Hanne K. Götze
KINDER BRAUCHEN MÜTTER
Die Risiken der Krippenbetreuung – Was Kinder wirklich stark macht
264 Seiten, Hardcover
€ 19,90

Das Buch stellt das moderne Rollenbild der Frau in Frage. Ist die angebliche Selbstverwirklichung im Beruf tatsächlich dem Muttersein vorzuziehen? Ist Fremdbetreuung wirklich die beste Lösung? Die Autorin nimmt Abschied von der gängigen Vorstellung, Muttersein sei lediglich eine „Rolle". Sie ist, so Götze, vielmehr eine Notwendigkeit, sind doch die ersten Lebensjahre eines Kindes für dessen Entwicklung die wichtigsten. Gerade in dieser Zeit sei die Mutter durch nichts und niemanden zu ersetzen.



ISBN
978-3-902475-92-3
Adam Winnicki
DIE NEUE WELTORDNUNG
Die USA und ihre globalen Herausforderer
230 Seiten, S/W-Abbildungen, Hardcover
€ 19,90

Die Weltweite Vormachtstellung der USA ist, nicht zuletzt aufgrund ständig steigender Staatsschulden, zunehmend bedroht. Staaten wie China, Russland, Indien oder Brasilien, die so genannten BRIC-Staaten, befinden sich im Aufwind. Winnicki zeichnet nicht die Mechanismen des Aufstiegs der USA zur alleinigen Weltmacht nach, sondern untersucht auch, inwieweit die Tage der „Hegemonie des Westens" gezählt sein könnten. Wer schreibt die „neue Weltordnung"?



ISBN
978-3-902475-88-6
Günther Weiße
TOTALE ÜBERWACHUNG
Staat, Wirtschaft und Geheimdienste im Informationskrieg des 21. Jahrhunderts
296 Seiten, S/W-Abbildungen, Hc.
€ 24,90

Die Staaten im Kampf gegen den Terrorismus, aber auch die organisierte Kriminalität und Terrorgruppen nützen längst elektronische Datenkanäle für ihre (Spionage-)Zwecke. Der „gläserne Mensch" ist Realität. Vorratsdatenspeicherung, Wirtschaftsspionage, Business Intelligence, „Social Network Analysis" (die Ausforschung sozialer Netzwerke, die derzeit für Aufregung sorgt) – so lauten die Stichworte dieser Faktensammlung. Der Autor informiert aber auch über den Einsatz von militärischen Spezialkräften und Angehörigen der Nachrichtendienste sowie über die von der EU geplanten Maßnahmen der Kommunikationskontrolle. Insgesamt ein beängstigender Überblick darüber, was technisch heute alles machbar ist – aber auch darüber, wie jeder einfacher Bürger sich schützen kann.

Ein Irrer? Ein Islamkritiker? Ein irrer Islamkritiker? Ein islamkritischer Irrer?

von Manfred Kleine-Hartlage

Zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieses Artikels (25. Juli 2011) hat die deutsche Meinungsindustrie anscheinend noch nicht entschieden, ob sie das Massaker von Oslo dazu benutzen will, das gesamte islamkritische Spektrum als eine Ansammlung von haßerfüllten Irren und den Psychopathen Breivik als deren typischen Repräsentanten darzustellen.

Eine solche Strategie wäre aus ihrer Sicht zweischneidig. Zwar beruft sich Breivik unter anderem auf Gedankengut, das in der Counterjihad-Szene weit verbreitet ist und speziell über die Blogs »Gates of Vienna« (www.gatesofvienna.blogspot.com) und »The Brussels Journal« (www.brusselsjournal.com) kommuniziert wird. Insbesondere den brillanten norwegischen Essayisten Fjordman zitiert er mit besonderer Ausführlichkeit, und es gibt erste Versuche, Fjordman als geistigen Vater der Anschläge von Oslo zu diffamieren (»Der Attentäter im Internet. Im blinden Haß gegen Haß«, *faz.net,* 25. Juli 2011 oder auch »Anders Breivik. Der Attentäter und die Haßblogger«, *spiegel.de,* 24. Juli 2011).

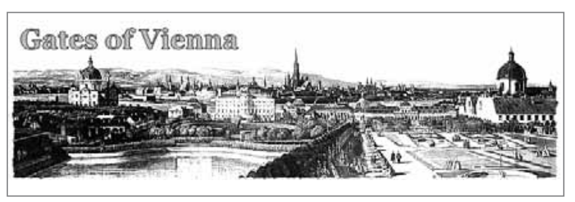
Solche Zusammenhänge herauszustreichen hieße jedoch zugleich, die Aufmerksamkeit des Publikums auf Autoren wie eben Fjordman zu lenken, deren Analysen bei weitem treffender und fundierter sind als das, was dem deutschen Medienkonsumenten sonst zugemutet wird. Es hieße, die Strategie des Totschweigens aufzugeben, mit der bisher jede Grundsatzkritik an etablierter Ideologie und Politik wirksam ausgebremst worden ist. Es hieße, die Deutungshoheit zu riskieren.

Die Zusammenhänge, die man kennen muß, um das Massaker von Oslo sinnvoll einzuordnen, sind komplex. Sie sind komplexer als das dümmliche Klischee von der »Haß-Ideologie«, die zwangsläufig ein Monster wie Breivik habe hervorbringen müssen. Sie sind aber zugleich komplexer als die These vom verrückten Einzelnen, der sich bloß zufällig in die Counterjihad-Szene verirrt habe. Ja, Breivik ist ein Irrer. Wer seine Selbstdarstellungen liest, in der er sich zum Retter der europäischen Kultur stilisiert, zum edlen Ritter, zum Helden, dessen Taten die Nachwelt feiern werde, erkennt, daß er nicht zufällig gerade zum Mittel des Amoklaufs gegriffen hat. Etliche Amokläufer haben sich, wie er, vor ihrer Tat in solch bizarre Größenphantasien hineingesteigert, in eine nur ihnen zugängliche Traumwelt, in der ihnen der schreiende Widerspruch zwischen ihrem heroischen Selbstbild und der Ermordung wehrloser Kinder nicht mehr auffallen konnte.

Es spricht Bände, daß das Phänomen des Amoklaufs, ausgehend von den USA, gerade seit der Kulturrevolution der sechziger und siebziger Jahre mit wachsender Häufigkeit die westlichen Gesellschaften heimsucht. Eine Gesellschaft, die Identitäten, ja sogar das Konzept »Identität« selbst, zum Gegenstand ihrer dekonstruktivistischen Jo-Jos macht, nimmt in Kauf, daß der Einzelne, allein gelassen in seiner Suche nach dem Selbst, sich Selbstbilder zusammenphantasiert. Eine Gesellschaft, die das Normale pathologisiert und bereits im Begriff der »Normalität« nur die »Intoleranz« gegenüber dem Abweichenden wittern kann, nimmt Abweichungen bis hin zur Monstrosität in Kauf. Eine Gesellschaft, die keine Grenzen zu setzen wagt, erzeugt Menschen, die auf der Suche nach Grenzen jede Grenze hinter sich lassen. Die Figur des Amokläufers ist Produkt und Spiegelbild eines amoklaufenden Liberalismus (sehr empfehlenswert: Götz Eisenberg, Reimer Gronemeyer: *Amok – Kinder der Kälte. Über die Wurzeln von Wut und Haß,* Reinbek 2000).

Wer einer Tat wie der von Breivik irgendein politisches Kalkül unterzuschieben versucht, ist von vornherein auf dem Holzweg; allenfalls hat der Täter seinen Drang zur Gewalttat zu rationalisieren versucht. Andererseits aber ist es auch kein Zufall, daß er sich zu dieser Rationalisierung gerade beim Gedankengut der Counterjihad-Szene bediente. Dieses Gedankengut ist alles andere als irrational.





THE BRUSSELS JOURNAL

The Voice of Conservatism in Europe

Unter Generalverdacht:
www.korrektheiten.com
www.gatesofvienna.blogspot.com
www.brusselsjournal.com

Es ist nicht irrational, festzustellen, daß die politischen, medialen und »wissenschaftlichen« Eliten praktisch aller westlichen Länder sich einer Utopie verschrieben haben, nämlich der »One World«-Utopie, die uns von ihren Ideologen als ein Paradies der Harmonie, des Friedens, der Gerechtigkeit und Toleranz verkauft wird. Die Wahrheit ist freilich häßlicher: Es geht um die Abschaffung von Völkern, von gewachsenen Kulturen, von Nationalstaaten, von Demokratie, von individueller Freiheit. Dies ist keine Verschwörungstheorie, es ist offizielle Politik. Wer den Nebel aus ideologischen Phrasen beiseite pustet, in den diese Politik sich hüllt, und sie auf ihren rationalen Kern zurückführt, erkennt, wohin die Reise geht.

Selbstredend geschieht all dies nur im Namen des »Guten«. Und da der, der sich dem »Guten« widersetzt, zwangsläufig ein »Böser« sein muß, kennt diese Ideologie und kennen ihre Verfechter keine Toleranz gegenüber Andersdenkenden. Da die Menschen, welche die Auswirkungen etwa des Multikulturalismus am eigenen Leibe zu spüren bekommen, der Verwirklichung dieser Ideologie Widerstand leisten – weil sie wissen, daß sie in einen Alptraum aus Chaos, Gewalt und Verfall münden wird –, wird ihr Widerstand gebrochen: durch Rede- und Denkverbote, durch allgegenwärtige Propaganda, durch Zensur, durch Entmachtung der demokratischen Nationalstaaten, und immer wieder: durch Gewalt.

Wer behauptet, Terrorismus sei schon deshalb verwerflich, weil man in einer Demokratie doch die Freiheit habe, mit friedlichen Mitteln für seine Auffassungen zu werben, lebt nicht auf diesem Planeten. Er lebt in einer von den Medien erzeugten Traumwelt, in der die tatsächlich praktizierte systematische Ausgrenzung und Entrechtung des Andersdenkenden entweder nicht vorkommt oder als moralischer Triumph im »Kampf gegen Rechts«, die Orgie antidemokratischer Intoleranz in Orwellscher Manier als Kampf für die Demokratie verkauft wird.

Jede grundsätzliche Opposition gegen die Politik der Masseneinwanderung und Islamisierung, gegen die Ausplünderung des Steuerzahlers, gegen Entdemokratisierung und Supranationalisierung wird in einem Katarakt aus Lügen, Verdächtigungen und Verleumdungen ersäuft, und dies nicht obwohl, sondern weil allgemein bekannt ist, daß diese Opposition in allen europäischen Ländern die Meinung der Volksmehrheit wiedergibt. Diese Mehrheit soll keinen politischen Kristallisationskern finden, sie soll politisch nicht vertreten sein. Darum geht es beim »Kampf gegen Rechts«, und dies ist die Agenda der gesamten etablierten Medien, der etablierten Parteien, aller gesellschaftlichen Großorganisationen und einer fälschlich »Wissenschaft« genannten Ideologiefabrik.

Der Zorn, der sich in der konservativen, anti-globalistischen, islamkritischen Szene aufgebaut hat, richtet sich nicht gegen den Islam. Daß hier »Rassisten« aus »Haß« gegen Fremde oder auch gegen den Islam handeln würden, ist eine kalkulierte Propagandalüge. Der Zorn, meinetwegen auch der Haß, richtet sich gegen ein Kartell von Machthabern, die unter Mißachtung aller demokratischen Spielregeln und unter Verrat an ihren Völkern in einem kalten Staatsstreich die Zukunft unserer Kinder und Enkel ihrer verblasenen Ideologie und ihren nichtigen, selbstsüchtigen Eigeninteressen opfern!

Ja, es stimmt, der Zorn in der oppositionellen Szene, speziell bei den Counterjihadisten, ist enorm. Er ist so enorm, daß es, rückblickend gesehen, nur eine Frage der Zeit war, wann der Erste die Nerven verlieren und zur Gewalt greifen würde, und es ist keine große Überraschung, daß dieser Erste ein Psychopath ist. Eine zorngeladene Szene zieht zwangsläufig auch Psychopathen an.

Dieser Zorn ist aber, wenn wir vom Attentäter selbst absehen (der vermutlich nur ein Ventil und ein Vehikel suchte) und statt dessen die gesamte Szene betrachten, nicht der Zorn von Menschen, die einer »Haß-Ideologie« anhängen würden, sondern von solchen, die in normalen Zeiten die Stützen der Gesellschaft wären, aber feststellen müssen, daß diese Gesellschaft von ihren eigenen Eliten verraten und vernichtet wird.

Diese Eliten stehen jetzt vor der Wahl, ob sie die katastrophalen Ergebnisse ihrer eigenen Politik analysieren, die immer verzweifelteren konservativen Warnungen vor dem drohenden Bürgerkrieg endlich zur Kenntnis nehmen, sich mit den Argumenten ihrer Kritiker auseinandersetzen und ihre Politik gegebenenfalls korrigieren wollen; oder ob sie fortfahren, den Überbringer der schlechten Nachricht für deren Inhalt, mithin den Kritiker des Multikulturalismus für dessen Konsequenzen verantwortlich zu machen und im »Kampf gegen Rechts« noch das letzte bißchen demokratischer Substanz zu opfern, das den schon längst nicht mehr »offenen Gesellschaften« Europas verblieben ist. Sollten sie sich für letzteres entscheiden, so läßt sich mit mathematischer Sicherheit vorhersagen, daß Breivik nicht der letzte Terrorist war, den die oppositionelle Szene hervorgebracht hat. Der nächste wird dann, wie übrigens die meisten Terroristen, kein Psychopath mehr sein.

Blindgänger um »Barbarossa«

von Stefan Scheil

Die moderne Weltordnung steht auf dem Prüfstand. Das hat kein Geringerer als der russische Ex-Präsident und jetzige Regierungschef Wladimir Putin auf einer Gedenkfeier für den Jahrestag des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion gesagt. Sekundiert wurde ihm vom aktuellen Staatschef Medwedjew, der von Versuchen der »Umdeutung der Geschichte« im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg sprach. Beiden Politikern ist die Sorge gemeinsam, es könne die Rolle der UdSSR bei der »Befreiung Europas vom Faschismus« in Frage gestellt werden, wie der deutschen Presse vielfach zu entnehmen war. Der Druck muß groß sein: Man hat sogar die Online-Publikation Zehntausender Dokumente angekündigt, die bisher unzugänglich waren.

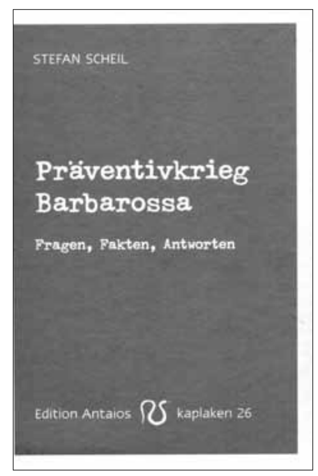
Tritt man etwas zurück und betrachtet das Panorama, dann ist es zunächst einmal erstaunlich, wenn Rußland glaubt, dauerhaft geschichtspolitische Legitimation aus den Kriegserfolgen seines Vorläufers UdSSR ziehen zu können. Unbestritten war die Sowjetunion eines der aggressivsten und mörderischsten Gebilde der Menschheitsgeschichte. Ihr Stalinismus verschuldete den Krieg von 1939 mit. Er hinterließ in Rußland und in vielen Nachbarstaaten Leichenberge und eine verrottende Industrie. Dies war westlichen Historikern schon vor 1989 weitgehend bekannt. Darüber hinaus konnte in den Wirren des Zusammenbruchs Anfang der neunziger Jahre und der kurzzeitigen Öffnung der Moskauer Archive neues dokumentarisches Material erschlossen werden. Die UdSSR hat demnach zweifelsfrei auf den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs hingearbeitet und beabsichtigte, 1941 mit einem Angriff auf die deutschen Streitkräfte in ihn einzutreten. Aus beiden Gründen täte das heutige Rußland prinzipiell gut daran, sich eine andere Legitimation zu verschaffen.

Dennoch halten die Geschichtspolitiker in Rußland an der Traditionswürdigkeit der stalinistischen Ära und an dem Bild eines deutschen »Überfalls« fest. Es ist ihnen, wie ein Blick in die deutsche Presse aus Anlaß von siebzig Jahren »Unternehmen Barbarossa« zeigt, dabei gelungen, dieses Bild seit 1945 und trotz des Zusammenbruchs der UdSSR stark zu exportieren. Spiegelbildlich für diese Entwicklung stehen etwa die in Rußland genannten und in Deutschland akzeptierten Opferzahlen auf sowjetischer Seite. Nannte die *Prawda* 1946 noch eine Zahl von sieben Millionen sowjetischen Toten, so stieg diese Angabe der Sowjetregierung während der Nachkriegskonferenzen der Siegermächte auf etwa zwölf bis dreizehn, um sich dann über kurze Zwischenstationen auf die jahrzehntelang in allen Schulbüchern zu findende Angabe von zwanzig Millionen einzupendeln. In der Ära Gorbatschow begann man dann, seit Mitte der achtziger Jahre offiziell von siebenundzwanzig Millionen zu sprechen, jene Zahl, die jetzt wieder regelmäßig in der bundesdeutschen Presse gedruckt wurde. Welche Zahl zutreffend wäre, darüber kann und muß an dieser Stelle nichts gesagt werden. Ihre stete, bereitwillig nachvollzogene Erhöhung spiegelt jedenfalls trefflich den russischen wie den bundesdeutschen Umgang mit dem Rußlandfeldzug.

Denn auch wenn sich im Baltikum, in Rumänien, in der Ukraine sowie in Rußland selbst die Stimmen mehren, die auf den verbrecherischen Charakter des Sowjetsystems hinweisen und es offen ablehnen, sich von Moskau aus den früheren Massenmord plus jahrzehntelanger Unterdrückung als Teil eines Unternehmens zur Befreiung suggerieren zu lassen, so fehlt dieser notwendige neue Ton in der Bundesrepublik weitgehend. Der deutsche Rußlandfeldzug galt der bundesdeutschen Presse im Juni 2011 mehrheitlich als »verbrecherischer« Vernichtungskrieg. Daß er gegen ein Regime geführt worden war, welches seine Vernichtung vollauf verdient und den Krieg zudem selbst eröffnet hatte, wurde überwiegend ausgeblendet.

Aber dennoch: Auch hierzulande nahm man wahr, daß das eindimensionale Geschichts-





Schlecht und teuer – Rolf-Dieter Müller: Der Feind steht im Osten. Hitlers geheime Pläne für einen Krieg gegen die Sowjetunion im Jahr 1939, *Berlin: Ch. Links Verlag 2011*

Gut und günstig – Stefan Scheil: Präventivkrieg Barbarossa. Fragen, Fakten, Antworten, *Schnellroda: Edition Antaios 2011*

bild in der Luft hängt – die Fakten haben ihm längst den Boden entzogen. Und so kam es um den 22. Juni herum zu Versuchen, die Eindimensionalität zu retten. Die Tageszeitung *Die Welt* empörte sich in Gestalt Sven Felix Kellerhoffs über Autoren wie Gerd Schultze-Rhonhof und Stefan Scheil. Zwar seien ihre Gedankenketten »abstrus«, aber sie hätten Widersprüche in den gängigen Meinungen aufgezeigt, das wurde zugegeben. Dies wird hier nicht aus Eitelkeit erwähnt, sondern aus zwei Gründen, die in diesem Zusammenhang sehr schön illustrieren, wie das heute herrschende Geschichtsbild geschaffen wurde und welche Folgen es hat. Denn die *Welt* empfahl lauthals und mehrmals das neue Buch von Rolf-Dieter Müller über *Hitlers geheime Pläne zum Überfall auf die Sowjetunion im Jahr 1939* als Antidot gegen Scheil und Schultze-Rhonhof, ja als eines der wichtigsten Bücher der letzten Jahre zum Zweiten Weltkrieg überhaupt.

Rolf-Dieter Müller ist nun jemand, der als Mitarbeiter des Militärgeschichtlichen Forschungsamts (MGFA) in nicht unbedeutender Funktion die Schieflage des Geschichtsbilds vorangetrieben hat und dies auch in dieser neuen Veröffentlichung tut. Hitlersche Überfallpläne im Jahr 1939 sind nämlich nirgends nachweisbar. Sie würden auch überhaupt nicht in die damalige politische Lage passen. Also produziert Müller sie kurzerhand selbst.

Der Leser erfährt: »Reichsaußenminister Constantin Freiherr von Neurath versicherte dem amerikanischen Botschafter William C. Bullitt am 18. Mai 1936, daß aus Hitlers Sicht die Feindschaft zur UdSSR unüberwindbar sei und er nur so lange ruhig bleiben wolle, bis die Westbefestigungen fertiggestellt seien.« (S. 79) Als Quelle für diese Behauptung, wonach Hitler nach Bau der Westbefestigungen gegen die UdSSR vorgehen wollte, gibt Autor Müller die Protokolle des Nürnberger Tribunals an, genaugenommen Band 37, Dok. 150-L, S. 588–592, eine englischsprachige Aufzeichnung Bullitts über das Gespräch mit von Neurath.

Dort steht allerdings folgendes: »Wir sprachen über die Beziehungen zwischen Deutschland und der Sowjetregierung. Von Neurath gab an, daß er die Feindschaft zwischen beiden Ländern für absolut unüberwindbar halte. Er sagte, daß die Sowjetunion Nazi-Deutschland als das Haupthindernis für eine Eroberung Europas durch den Kommunismus ansehen würde. Daher könne es kein Ende der Feindseligkeit zwischen beiden Staaten geben.« (S. 590) In der Gesprächsaufzeichnung Bullitts steht also so ziemlich das exakte Gegenteil dessen, was Autor Müller behauptet. Die UdSSR wird von Neurath als Aggressor und Ursprung der Feindschaft genannt, wie auch in den Äußerungen und Denkschriften Hitlers aus dieser Zeit, die Müller ebenfalls falsch wiedergibt.

Wir haben es hier also erstens mit einer glatten Quellenfälschung zu tun, auf die grundsätzlich möglichst deutlich hingewiesen werden muß. Das gilt zumal, wenn ein derartiges Produkt in den großen Printmedien unisono gelobt wird, was übrigens kein Einzelfall ist. Hätte sich die bundesdeutsche Publizistik zur Kenntnis der Fakten bereit gefunden, wäre diese Geschichtsblase so niemals entstanden. Zweitens aber wird gerade an der Art, wie dies präsentiert und angenommen wird, die Struktur der gegenwärtigen Blase sichtbar. Die lachhafte Behauptung, es könne ein deutscher Außenminister wie von Neurath zum damals wichtigsten amerikanischen Diplomaten in Europa quasi salopp gesagt haben, »wenn der Westwall fertig ist, überfallen wir Rußland«, rutscht nicht nur einem beamteten Historiker des MGFA aus der Feder. Nein, dieser Unsinn passiert auch mühelos die angeblich vorhandenen Qualitätskontrollen der deutschen Medien.

Es kann mithin in der Bundesrepublik über die Außenpolitik des Deutschen Reiches und das Verhalten seiner Streitkräfte – derzeit – praktisch alles behauptet werden, wenn es nur entsprechend negativ ausfällt und gewissermaßen noch eine Schippe auflegt: noch mehr Verbrechen, noch mehr Tote, noch frühere Überfallpläne. Eine Glaubwürdigkeitsprüfung findet ernstlich gar nicht statt. Dies ist die Bilanz, die man aus der Darstellung des 70. Jahrestags des Angriffs auf die UdSSR in den großen deutschen Medien ziehen kann. Daher müssen sich Putin und Medwedjew derzeit nur wenig Sorgen über eine Gefährdung der Weltordnung durch eine Änderung des Geschichtsbilds machen, die etwa aus Deutschland kommen könnte. Aber Deutschland ist ja bekanntlich nicht allein auf der Welt.

Schöne Literatur

Berndt Krauthoff: *Ich befehle! Kampf und Tragödie des Barons Ungern-Sternberg* mit Anhang: Michael Haupt: *Kreuzzug 1921. Dramatische Ballade,* Kiel: Regin-Verlag 2011. 334 S., 19.95 €

Im Regin-Verlag erscheint seit rund zwei Jahren ein ambitioniertes Programm, das sich – grob gesagt – dem traditionalen Gedankenkreis um Julius Evola, der Konservativen Revolution im weitesten Sinne sowie Figuren und Leitbildern einer Antimoderne widmet. Der Verleger bestückt also – salopp gesagt – die Nische in der Nische mit Büchern, und jeder, der sich ein bißchen mit dem Verlagsgeschäft auskennt, muß sich fragen, ob und wie man dort ein paar Mark verdienen will: Denn der Regin-Verlag hat weder »Ever-Brauns« im Programm, noch legt er schlampiges Zeug vor, dem man ansieht, daß wirklich jeder Pfennig gespart wurde. Die Bücher sind vielmehr gut gesetzt, gut lektoriert, interessant und angemessen gestaltet. Ein Blick auf die stets aktuell gehaltene Internetseite www.regin-verlag.de lohnt sich.

In diesem Jahr erschienen ist der Nachdruck des Romans *Ich befehle!* von Berndt Krauthoff aus dem Jahr 1938. Der Autor schildert darin Aufstieg und Fall des Barons Ungern-Sternberg, der als Befehlshaber einer bunt zusammengewürfelten, auf seine Person eingeschworenen Armee den Kommunisten vier Jahre lang schwer zusetzte. Er nahm den Kampf auf Seiten der »Weißen« unmittelbar nach der bolschewistischen Februarrevolution 1917 auf, hielt bis zur Niederlage Admiral Koltschaks seine sibirische Stellung und setzte danach auf eigene Faust, und ohne weiterhin in gegenrevolutionäre Strategien eingebunden zu sein, einen bereits vorbereiteten Plan um: Ungern-Sternberg überschritt im Oktober 1920 die Grenze der Äußeren Mongolei, eroberte im Februar die Hauptstadt Urga (das heutige Ulan Bator) und bis Mitte April 1921 das gesamte Gebiet. Allerdings überspannte er bereits im Sommer seine Kräfte und scheiterte bei dem Versuch, von der Mongolei aus Teile Sibiriens von den »Roten« zu säubern und seinen Einflußbereich auszuweiten.

Am 15. September wurde Ungern-Sternberg, der auch die eroberten Teile der Mongolei wieder verloren hatte, gefangengenommen und erschossen.

Ich befehle! folgt insgesamt dem, was an historisch gesichertem Wissen über die kurze, aber intensive Führerschaft Ungern-Sternbergs vorhanden ist. Da die Darstellung – streng chronologisch und im Präsenz verfaßt – wie das unmittelbare Tagebuch eines Feldschreibers wirkt, ist es sogar als historisches Dokument wahrgenommen und verwendet worden. Das Nachwort des russischen Historikers Sergej Lwowitsch Kusmin zeigt allerdings, wie in der Darstellung des Lebens Ungern-Sternbergs stets biographische Exaktheit und Mythenbildung einander abwechseln: Natürlich gibt es Berichte über den Mut oder die Führungsgewalt des Barons, dessen geradezu unwiderstehliches Charisma ebenso belegt ist wie seine asiatische Grausamkeit in der Bestrafung seiner Untergebenen, wenn Befehle nicht ausgeführt oder Eide gebrochen wurden; aber die Quellenlage ist alles in allem doch dürftig, und so ist der Zugriff Berndt Krauthoffs eben vor allem eine gut erzählte historische Geschichte, die dem Faktenskelett sozusagen das Fleisch an die Knochen hängt.

Manchmal gerät die Darstellung sogar zur Legende über eine dämonische Heiligenfigur: In ihm sah man einen Befreier, einen Retter, sogar die Inkarnation einer kriegerischen Gottheit der Mongolen. Krauthoff gelingt es, den Stoff nüchtern anzufassen und damit ein geradezu unwirkliches Leben in der Wirklichkeit zu halten.

Mit der »dramatischen Ballade« *Kreuzzug 1921* von Michael Haupt ist ein zweiter literarischer Text im Buch enthalten. Dieses Drama ist viel weiter weg von der historischen Persönlichkeit als der Roman, aber es verdichtet wichtige Stationen und Szenen und ist, wie das Nachwort festhält, »ein Beispiel dafür, wie man das Ungernsche Epos in Europa verstand, kurz nachdem es bekannt wurde.« Die Widmung ist pathetisch, sie gilt »den wenigen Auserlesenen, die in der Welt zu führen verstehen«. Ist Haupts Drama je aufgeführt worden? Hier wünscht man sich mehr Auskunft über den Autor und über die Aufnahme seines Stückes.

Aber vielleicht ist das für das Ansinnen des Regin-Verlags auch zu sehr germanistisch gedacht. Hier geht es um die Bergung und Bewahrung verschütteten Schrifttums, und zwar aus gegebenem Anlaß. 2011 ist nämlich ein Gedenkjahr für alle Ungern-Sternberg-Verehrer: Er ist vor 125 Jahren geboren worden und wurde vor 80 Jahren füsiliert. Das ist auch der Grund, warum neben der literarischen Würdigung des Barons bereits im vergangenen Jahr in der »Anderen Bibliothek« (Eichborn) die Biographie *Der blutige, weiße Baron* aus der Feder James Palmers erschien (*Sezession* verwies im Februar-Heft dieses Jahres darauf). Auch dieses Buch hat keine Furore gemacht. Wer kennt schon Ungern-Sternberg, wer die literarischen Zeugnisse über ihn? Nun sind sie also wieder erhältlich, sind in der Welt und gut in Form gebracht.

Götz Kubitschek

Das Glück zwischen Spaßgesellschaft und Schuldgemeinschaft

Richard Kämmerlings: *Das kurze Glück der Gegenwart. Deutschsprachige Literatur seit '89,* Stuttgart: Klett-Cotta 2011. 205 S., 16.95 €

Richard Kämmerlings, früher bei der *FAZ*, jetzt Leitender Feuilleton-Redakteur der *Welt,* ist ein kenntnisreicher Literaturkritiker und Buchautor. Der Untertitel kündigt eine Inventur der »Deutschsprachigen Literatur seit '89« an, doch geht es im Buch nur um die Prosa. Für 200 Seiten ist das auch mehr als genug. Kämmerlings hantiert leichthändig mit Hunderten Autorennamen, Buchtiteln und Begriffen, von denen viele längst verblaßt sind. Benjamin von Stuckradt-Barre und die Pop-Literatur – gealtert mit der Erlebnisgeneration! Das literarische »Fräuleinwunder« – geblieben davon ist Judith Herrmanns *Sommerhaus, später.* Und die »Berlin-Romane«, deren Autoren sich als literarische Global Player aufspielten? Beständigen Ruhm hat allein Sven Regeners *Herr Lehmann* erlangt. Dort allerdings geht es nicht um Weltstadt-Fiktionen, sondern um die Spielwiese West-Berlin, deren Akteure keine größere Furcht kennen als die, von der Geschichte unter Beweiszwang gestellt zu werden. Was mit dem Mauerfall dann prompt geschieht.
Kämmerlings' Buch besitzt unbestreitbaren enzyklopädischen Wert, weil es einen guten Überblick über die literarische Produktion bietet. Formal folgt es der (Lese-)Biographie und den Vorlieben des Verfassers. Überzeugen kann solch radikaler Subjektivismus freilich nur, wenn er vom Charisma des Autors oder von einer evidenten Idee getragen wird.
Kämmerlings vermißt den »großen, definitiven Roman zur Zeit«, einen deutschen Richard Ford oder Jonathan Frantzen, und er sinniert über die Gründe für die Vakanz. »Gegenwartsliteratur will Waffe sein und weh tun«, glaubt er. Doch die deutsche Gegenwartsliteratur tue keinem weh, und zwar, weil es ihr an Gegenwart mangele, als da sind: die Balkan-Kriege, Finanzkrise und generell der ins Abstrakte oder Virtuelle entfleuchte Kapitalismus, die sozialen Probleme, die Patchwork-Familien und -Biographien usw. usf. – von Ausnahmen natürlich abgesehen. Einmal jedoch, im Jahr 1995, habe ein kurzes Gegenwartsglück die deutsche Literatur gestreift. Sie begann, sich von der »Geschichts- und Vergangenheitsfixiertheit« der Altvorderen zu lösen und den »heutigen Problemen und Themen«, den »heutigen Menschen« zuzuwenden. Leider verfiel sie dann der »Verschnöselung« (Pop-Literatur) oder beging – siehe die Erfolgsromane *Die Vermessung der Welt* von Daniel Kehlmann und *Der Turm* von Uwe Tellkamp – wieder Gegenwartsflucht.
Das sind interessante Beobachtungen und Gedankenfragmente, doch kann Kämmerlings den Konflikt, der ihn umtreibt, nicht erklären und begründen. Was bleibt, ist der Eindruck eines unbestimmten und blasierten Frusts.
Seine Grundthese ist schon mal schief. Die Gegenwart läßt sich ohne die Vergangenheit, deren Resultat sie ist, niemals überzeugend darstellen, schon gar nicht in der Literatur. Das läßt sich nachweisen an Thomas Brussigs Kassenschlager *Helden wie wir,* den Kämmerlings zu den geglückten Gegenwartsbüchern von 1995 rechnet. Ein Glücksfall war es fraglos, nämlich für die Kollektivseele der Ex-DDR, weil es die Verbitterung und Verbiesterung nach dem Zusammenbruch der DDR in ein befreiendes Lachen überführte. Künstlerisch war es belang- und folgenlos, weil es die DDR-typischen Verhaltensweisen karikierte, ohne deren konkrete geschichtliche Bedingungen und Voraussetzungen zu thematisieren. Mit der Folge, daß 16 Jahre später die Figuren wie Abziehbilder wirken, die weniger mit uns zu tun haben als die Negerkarikaturen der Kolonialzeit. So schnell kann eine Bestseller-Gegenwart dahinwelken!
Kämmerlings bleibt in den Konventionen des Literaturbetriebs gefangen, dessen Hervorbringungen er kritisiert. Es entgeht ihm, daß das Verfehlen der Gegenwart einen sehr bestimmten Grund hat: Die monierte »Geschichts- und Vergangenheitsfixiertheit« der Literatur ist in Wahrheit ein Tunnelblick auf die Geschichte, der zugleich die Empathie für die Gegenwart blokkiert. Dieser Zusammenhang wird in Sophie Dannenbergs Roman *Das bleiche Herz der Revolution* paradigmatisch herausgearbeitet. Kämmerlings läßt ihn unerwähnt. Schade für ihn, denn er hätte ihm geholfen, sein vage geahntes Problem analytisch zu erfassen, das – nach Günter Zehms schlagender Formel – in der Synthese aus deutscher »Schuldgemeinschaft« und »Spaßgesellschaft« besteht.
Der Zusammenhang von Vergangenheits- und Gegenwartsverlust ist auch der unbewußte Subtext des Buches *Generation Golf* von Florian Illies, das hier breit, aber ohne Tiefgang referiert wird. Illies ließ unerwähnt, daß sein Vater Joachim Illies zu den Professoren gehörte, die 1981 im »Heidelberger Manifest« vor der Überfremdung Deutschlands durch ungebremste Zuwanderung warnten. Kämmerlings kommt gar nicht auf den Gedanken, auf diese Unterlassung hinzuweisen und sie zu deuten. Grotesk wird es schließlich, wenn er sich auf Maxim Biller (»Nemesis der deutschen Literatur«) als Gewährsmann beruft. Ausgerechnet auf Biller, dessen Spezialität es ist, die deutschen Komplexe am Köcheln zu halten und sich dann über die Verkrampfungen, die daraus folgen, zu belustigen.
Kämmerlings, der das nicht durchschaut, ist damit Teil des Problems, das sein Buch bloß vage antippt.

Thorsten Hinz

Keine Stunde Null

Hans Sarkowicz, Alf Mentzer: *Schriftsteller im Nationalsozialismus. Ein Lexikon,* Berlin: Insel 2011. 676 S., 48 €

Dieses Lexikon ist keine denunziatorische, sondern eine durchwachsene Arbeit: im großen und ganzen hinnehmbar, im Detail tendenziös. Das war zu ahnen. Hans Sarkowicz hatte 1994 als Co-Autor eine schlampige und wirklich denunziatorische Arbeit über *Rechtsradikale in der Bundesrepublik. Die alte und die neue Rechte* vorgelegt. Außerdem basiert das vorliegende Buch auf einer im Jahr 2000 erschienenen ersten Sammlung Sarkowiczs und Mentzers, die im Europa-Verlag zwei Auflagen erlebte. Sie trug den Titel *Literatur in Nazi-Deutschland* und war in Ton und Urteil »engagiert«, links, irgendwie »warnend«. Vor zehn Jahren wiesen die Autoren in ihrer Einleitung darauf hin, daß im »Theorieorgan der deutschen Neurechten, der überraschend stark beachteten Wochenzeitung *Junge Freiheit*« in den neunziger Jahren plötzlich Artikel »über NS-Autoren« aufgetaucht seien. Die »völkisch-nationalistische Literatur Hitler-Deutschlands« erlebe dadurch eine gewisse Renaissance.
Diese Warnung haben die Autoren in der nun vorliegenden Ausgabe gestrichen. Zum einen gab es keine Renaissance, zum anderen haben sie mit dem Insel-Verlag eine Plattform erreicht, von der aus die »Neue Rechte« aus dem Blick gerät und Gelassenheit Einzug hält. So vermerken sie in ihrer Einleitung, daß es doch schwierig bis unmöglich sei, einen Schriftsteller als NS-Autoren zu bezeichnen: »Denn was nationalsozialistische Literatur gewesen sein könnte, war offenbar nicht einmal den Zeitgenossen klar.« Diese Feststellung legt eine Beurteilung des Einzelfalls nahe. Der wissenschaftliche Ernst hat Sarkowicz und Mentzer davon abgehalten, allzu locker zu Gericht zu sitzen über Schriftsteller, die in diktatorischer Zeit vor allem weiterhin ihrer künstlerischen Gabe Ausdruck verleihen, also schreiben und ein Publikum finden wollten.
Daß dies zweit- und drittrangige Geister dazu verführte, durch weltanschauliche Anbiederung in die erste Liga vorzustoßen, war im Dritten Reich nicht anders als heute. Viele Autoren lernten das soziale Abseits kennen, manche lavierten und schrieben Huldigendes, um dann wieder einen künstlerischen Schuß frei zu haben. Sarkowicz und Mentzer beschreiben die »Innere Emigration« als vielgestaltiges Phänomen und lassen Thomas Manns berühmtes Verdikt nicht gelten, daß an allem, was in jenen zwölf Jahren in Deutschland gedruckt werden konnte, »ein Geruch von Blut und Schande« hafte: 1933/34 noch konnte der Verlag S. Fischer die ersten beiden Bände der Tetralogie *Joseph und seine Brüder* von Mann verlegen und davon 40 000 Exemplare verkaufen. Die Einleitung steckt voller solcher Relativierungen, und mit Hans Dieter Schäfers Aufsatz *Das gespaltene Bewußtsein* ist auch die entscheidende Vorarbeit zitiert: Schäfer wies schon 1981 nach, daß die Lebens- und Arbeitswirklichkeit von Autoren im Dritten Reich keinesfalls klar geregelt und normiert gewesen sei. Eine »Stunde Null« habe es weder 1933 noch 1945 gegeben, viele Schriftsteller schrieben einfach weiter und verfolgten ihre künstlerischen Konzepte.
Diese Erkenntnis teilen Sarkowicz und Mentzer nicht explizit. Aber in den 155 Schriftsteller-Biographien, die den Hauptteil des Buchs bilden, wird die Kontinuität überdeutlich. Diese Lebensabrisse konzentrieren sich zwar auf die Zeit zwischen 1933 und 1945, referieren jedoch auch, was in den Jahren zuvor Werdegang, Gesinnung, thematische Ausrichtung und künstlerischen Ansatz eines Autors bestimmt hatte und ob nach dem Zweiten Weltkrieg die Karriere fortgesetzt werden konnte oder vielleicht erst Fahrt aufnahm.
Für eine Probe aufs Exempel bieten sich neben dem Beitrag über Ernst Jünger jene über Gerd Gaiser und Horst Lange an: Alle drei Autoren sind in der *Sezession* ausführlich gewürdigt worden, und während Jünger 1933 bereits ein deutschlandweit bekannter Autor war, legte Lange zwischen 1937 und 1944 den bedeutendsten Teil seines Werkes vor. Gaiser hingegen veröffentlichte vor 1945 nur Gedichte und einige Erzählungen in Zeitschriften.
Der Beitrag über Jünger ist einer der umfangreichsten des Lexikons, seine Wege als intellektueller »Wortführer« eines neuen Nationalismus werden nachgezeichnet, antisemitische Stellen aus seinen Aufsätzen ausführlich zitiert. Da die Autoren etwa die bis ins kleinste Detail vordringende Biographie Helmuth Kiesels nicht ignorieren können, müssen sie die letztlich gegen den politischen Nationalsozialismus gerichtete Haltung Jüngers dokumentieren und ihm seine Rolle als »Seismograph« des Jahrhunderts zugestehen. Damit kann man leben, wenn dem Beitrag auch jedes Verständnis für die Position Jüngers fehlt.
Glatt durchfallen muß der Beitrag über Gerd Gaiser: Das Lexikon zitiert aus einem Gedichtband von 1941 pathetische Verse, wird aber dem Nachkriegswerk nicht gerecht, das in den fünfziger Jahren den biederen Texten Heinrich Bölls den Rang abzulaufen schien. Marcel Reich-Ranicki hat dies mit geschickten Schmähungen verhindert, Sarkowicz und Mentzer brühen seine Polemik wieder auf.
Der Beitrag über Horst Lange schließlich schwebt in einer Mittellage: etwas umfangreicher die Details, etwas differenzierter der Blick, aber beispielsweise keine Hinweise darauf, daß Lange als Vertreter einer neuen Form landschaftlicher Dichtung seinen Stil in jedem politischen System entwickelt hätte und daß sein Antimodernismus weit vor 1933 einsetzte und nach 1945 der Grund dafür war, daß Lange keinen Anschluß mehr suchte. Weder bei Gaiser noch bei Lange sind in den Literaturan-

gaben Hinweise auf die Portraits beider in der *Sezession* enthalten. Dies ist ein Kennzeichen für politische Auswahl, keine Ehrenkäserei: Andere, oft wertlose Stellungnahmen zu diesen Autoren sind verzeichnet. Insgesamt bietet das Lexikon einen breiten Überblick ohne grobe Fehler. Letztlich aber grenzt es aus.

Götz Kubitschek

Glück ist nicht banal

Dieter Thomä u. a. (Hrsg.): *Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch,* Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler 2011. 466 S., 49.95 €

Gibt es Wichtigeres als das Glück? Die erdrückende Flut von Lebenshilferatgebern hat uns die Lust am Phänomen Glück fast vergällt. Dem tritt dieses Handbuch entgegen, indem es dazu einlädt, der Sache des Glücks auf den Grund zu gehen.

Wir vergessen leicht, daß es schon den meisten antiken Philosophen höchstes geistiges Anliegen war, über das Wesen des Glücks nachzudenken. »Das Glück ist ein Menschheitsthema, das so weit ausgreift, daß man von diesem Handbuch auch sagen könnte, es müßte darin eigentlich um alles gehen, ums ›Große Ganze‹ und auch um das Kleinste.« Das ist nicht übertrieben. Denn das Glück ist keine Banalität, sondern die Sache des Lebens selbst, um die es jedem geht. Und wenn es ein natürliches, allen Menschen eigenes Verlangen gibt, dann ist es das Streben nach Glück.

Was das Glück nun eigentlich genau ist, worin es besteht oder bestehen kann, und welche verschiedenen Formen von Glück es gibt, darüber versucht das Handbuch Auskunft zu geben. Mit »288 Vorstellungen vom Glück« gelingt es den Autoren, eine höchst lesenswerte und anregende Kulturgeschichte des Glücks zu entwerfen. Fast sechzig, oft renommierte Wissenschaftler aus verschiedenen Ländern verschaffen dem Leser einen geordneten Überblick über das weite Feld des Glücks, das mittels folgender Schwerpunkte umgrenzt und sichtbar gemacht wird: Semantik (der Glücksbegriff in unterschiedlichen Sprachen), Systematik des Glücksdenkens (wo wird Glück erfahrbar), Geschichte des Glücks (Umriß von der Antike bis zur Gegenwart, Schwerpunkt Europa), Glück in den Religionen, und schließlich das Glück als Gegenstand aktueller Debatten (vom Glück der Tiere bis zum Glücksbegriff der Neurowissenschaften). Wer also schon immer einmal wissen wollte, was es mit dem höchsten aller Güter auf sich hat, um sein eigenes Verhältnis zum Glück zu klären, findet hier reichlich Anregungen. – Ein nützliches, beglückendes Buch.

Frank Lisson

Glück ist keine Kategorie für Helden

Michael Klonovsky: *Der Held. Ein Nachruf,* München: Diederichs 2011. 144 S., 14.99 €

In sechs bündigen, zum größten Teil furios geschriebenen Kapiteln spürt *Focus*-Redakteur Michael Klonovsky einer fast ausgestorbenen, sicher aber in unseren Breiten auf der Roten Liste stehenden Spezies nach: dem Helden. »Im Zeitalter der Talkshows, der Partnerschaftsprobleme, der Reiserücktrittsversicherungen« usw. habe der Held nichts verloren. Ein Held radle nicht behelmt durch die Fußgängerzone, krakeele nicht per virtuellem Alter ego durchs Netz und fröne keinem wie auch immer gearteten Lifestyle. Nein, er halte »seine Gene für prädestiniert, das Abenteuer der Evolution auch fortan zu bestehen«, er »würde seine Frau, seine Familie, sein Land und seine Ehre verteidigen, ohne auch nur einen Lidschlag lang an seine Gesundheit und sein berufliches Fortkommen zu denken«, und »seine Überzeugungen nicht davon abhängig machen, ob sie mehrheitsfähig sind, und auch noch dem Agamemnon seine Meinung sagen.« Vermutlich hat sich der Held als Mann der Tat auch selten mit differenzierten Betrachtungen der jeweiligen Sachlage herumgeschlagen, er war und wirkte als Mann der klaren Kategorien. Jedenfalls das läßt sich auch von Klonovskys Nekrolog sagen: Seine Wertungen gleichen Fallbeilen, wenngleich der Autor einen schöpferischen Sprachduktus von Karl Krausscher Manier pflegt. Die Zeitgenossenschaft in einem Land, wo von Helden keine Spur ist, statt dessen heimatlose, Wellness-orientierte und ernährungsbewußte Kreaturen (»Schrumpfmänner«) frei von verzehrenden Leidenschaften die Szenerie prägen, muß freilich nicht bedeuten, daß es sich um ein glückloses Dasein handele. »Je feiger, desto glücklicher«, auf diese Formel mag Klonovsky sich einlassen, wenn auch mit Vorbehalt. Das Selbstwertgefühl, das eigene wie das kollektive, leidet, wo Heldenmangel akut wird. Einen markanten Unterschied zwischen heroischen Völkern und Typen und a- oder vielmehr antihistorischen Gesellschaften (wo das Diktum »den Helden spielen« zur negativ konnotierten Spruchreife gelangt ist) macht der Autor in der unterschiedlichen Wertschätzung von individuellem »Leben« und »Würde« aus. Hier und jetzt steht das reine Dasein in höchstem Kurs, wohingegen die Würde oft genug fraglos geopfert wird. »Mag der deutsche Mann inzwischen hinreichend domestiziert sein, daß er diesen Preis zahlen würde, so dürfte dies für maskuline Zuwanderer aus vitaleren Kulturkreisen so schnell nicht zutreffen.«



Ein Kapitel ist der »spezifisch deutschen Heldenphobie« gewidmet. Eine Kultur, in der Heldentum weder gefragt noch

vorhanden ist und die überdies schon »große Männer« skeptisch beäugt, akzeptiert Formen des Widerstands nur, wenn sie links oder weiblich sind. Das ist ideologisch und möglicherweise dumm. Klonovskys Herz hingegen schlägt auf dem rechten Fleck: »Ich vermag keinen Unterschied zu erkennen, der es rechtfertigte, daß Liebknecht, Luxemburg und Che Guevara erinnerungswürdige Personen sein sollen und Schlageter nicht.«

Undine Rathenow

Sie waren Helden

Dschunju Kitajama: *Der Geist der Samurai*, Kiel: Regin 2011. 160 S., 16.95 €

In einer Zeit, die das Heroische zum Zwecke der Relativierung »kritisch hinterfragt«, muten Überlegungen nicht zum Ob, sondern zum Wie des Heldischen erquickend anachronistisch an. Wohl gehört zum Helden auch der irrationale, der bloß gefühlte Nimbus, aber dennoch zeichnet sich der Held durch die Tat aus, und zwar durch die moralische Tat. Held kann also nicht der skrupellose Hasardeur und siegreiche Glückspilz sein. Der Held ist ein Vorbild, nicht nur im einmaligen herausragenden Handeln, das ihm Ruhm verschafft, sondern auch in seiner Lebensführung. In Japan, wo in Mittelalter und Neuzeit die Samurai-Klasse nach einem strengen Sittenkodex lebte, wurde die Heroisierung des Charakters perfektioniert. Ein Samurai hatte nicht bloß mit dem Schwert umzugehen, sondern mußte in seinem Leben ferner die Tugenden der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, der Vernunft und der Tapferkeit umsetzen – in Krieg und Frieden. Somit stand am Anfang stets der Wille zum Heldentum.
Der Japaner Dschunju Kitajama (1902–1962) durchforstet in seinem Buch *Der Geist der Samurai* Mythen und verbürgte Historie nach Beispielen für japanisches Heldentum und sucht dem Heroischen auf den Grund zu gehen. Neben spannenden geschichtlichen Anekdoten stehen religiöse Untersuchungen, die tiefe Einblicke in Shinto und Buddhismus gewähren. Keineswegs läßt sich hier ein Schwärmer von seinem Patriotismus mitreißen; die Betrachtungen des Autors sind auch und gerade für Europäer faßlich und fruchtbar. Der Autor wurde seinerzeit von Karl Jaspers über die Metaphysik des Buddhismus promoviert und lehrte in Heidelberg Philosophie. Aufgrund der Überzeitlichkeit des erstmals vor über einem halben Jahrhundert erschienenen Werkes ist nicht auszuschließen, daß es in seinen Lesern noch heute die Faszination für das Thema »Heldentum« weckt und inspirierend wirkt.

Sebastian Maaß

Hans Maier

Hans Maier: *Böse Jahre, gute Jahre. Ein Leben 1931 ff.*, München: C.H. Beck 2011. 420 S., 24.95 €

Wieviele bedeutende Persönlichkeiten können darauf verweisen, mehrmals in ihrem Leben als Kandidat für das Amt des Bundespräsidenten im Gespräch gewesen zu sein? Hans Maier ist einer der wenigen. In *Böse Jahre, gute Jahre* blickt der Achtzigjährige auf ein ungewöhnlich produktives Wirken in Wissenschaft, Politik und Musik zurück.
Früh gelang es Maier, aus bescheidenen Verhältnissen in Freiburg im Breisgau stammend, ein vielfältiges Netzwerk aus Wissenschaftlern und Schriftstellern aufzubauen. Als Student kreuzten namhafte Gelehrte (Max Müller, Gerhard Ritter, Franz Schnabel usw.) seinen Weg. Acht Jahre nach seiner Berufung nach München 1962 erhielt der junge Ordinarius den »Schleuderposten« des bayerischen Kultusministers. Daß in den Memoiren Maiers die Ära Goppel besser wegkommt als die seines Nachfolgers, wird niemanden überraschen, war doch der Charakter des manchmal unbeherrschten Weltpolitikers Strauß ein anderer als der des pragmatischen Politologen. Vieles aus der bayerischen Bildungspolitik der siebziger Jahre wird in den Erinnerungen wieder lebendig. Im Anschluß an seinen Abschied aus dem bayerischen Kabinett erlebte Maier als Inhaber des Münchner Romano-Guardini-Lehrstuhles seinen zweiten wissenschaftlichen Frühling.
Wenngleich der Rezensent einige kirchenpolitische Ansichten des Verfassers, etwa bezüglich der »Schein-Beratung« in der Abtreibungsfrage oder im Hinblick auf die Rekonziliation der Piusbrüder, nicht teilt, ist eines doch evident: Die Autobiographie ist ein Lesevergnügen für jeden zeitgeschichtlich Interessierten – stilistisch brillant, dicht gedrängt, lehrreich verfaßt, schlägt sie einen Bogen vom Zweiten Weltkrieg bis in die Gegenwart. Hervorzuheben sind die Portraits vieler Zeitzeugen von Heidegger über Ratzinger bis zu Jünger und Walser.

Felix Dirsch

Dreißig Jahre akuter Feminismus

Heide Heinz, Christoph Weismüller (Hrsg.): *Zur geschwundenen Aktualität der Frauenfrage. Psychoanalyse und Philosophie/Pathognostica,* Düsseldorf: Peras, Jahrbuch 2010. 200 S., 24.80 €

Daß eine Theorie des Feminismus in einer Zeit, die von der Melancholie seiner Erfüllung durchdrungen ist, gut daran tut, sich intellektuelle Distanz und politische Abstinenz aufzuerlegen – davon zeugt die vorliegende Publikation auf originelle Weise. Heide Heinz und Christoph Weismüller präsentieren elaborierte Beiträge eines psychoanalytisch und philosophisch versierten Autorenkollektivs, welches nach dreißig Jahren akutem Feminismus bündig Bilanz zieht: Dessen heroische frauenpolitische Ambitionen haben sich längst in der weiblichen Assimilation an die fortbestehende Männergesellschaft verflüchtigt. Auf dem Quotenwege

sollte sich eine Gleichstellungspolitik, die nicht das Patriarchat, sondern lediglich dessen geschlechterdemokratisches Defizit zu beseitigen suchte, gleichsam zu Tode siegen. Das weckt den Argwohn, Alice Schwarzer sei das Bundesverdienstkreuz womöglich nur verliehen worden, weil sich ihr »rationalistischer« Feminismus als »wahrer Feminitätskiller« erwiesen habe.
Dagegen hatten freilich die »irrationalistischen« feministischen Strömungen stets das »ganz Andere« der Frau angemahnt, um deren subversive vitale Potenzen gegen die tödlich erstarrte Dingwelt des Mannes, wenn nicht gegen die »phallozentrisch« geprägte okzidentale Rationalität überhaupt, freizusetzen. Nach solcher kulturrevolutionären Selbstüberforderung jedoch glitten selbst prinzipienfeste Differenzfeministinnen zuweilen in esoterisches Matriarchats-Talmi ab, während die pragmatischen Schwestern durch die Institutionen marschierten.
Rudolf Heinz zufolge fungiert als familialer Emanzipationsagent die Tochter, die mit dem Vater geht, während die Mutter auf der Strecke bleibt. Dabei wird das fundamentale Weiblichkeitsopfer, auf dem das Patriarchat gründet, durch die ökonomische und sexuelle Autonomie der Tochter ebenso kaschiert wie sanktioniert. So entspricht dem ästhetischen Ideal des Models die pathologische Realität der Anorexie, welche letztlich auf den Hungertod des introjizierten Mutterkörpers abzielt. Auch das modische weibliche Genitalpiercing reproduziert symbolisch nur die archaische Klitoridektomie. Allenthalben diagnostiziert Heide Heinz eine »Verekelung der Fleischlichkeit«, an der in heimlicher Komplizität die männliche »Pornokratie« und die weibliche »Superhygiene« gleichermaßen arbeiten, woraufhin Christoph Weismüller sich engagiert auf die »Suche nach der Restweiblichkeit« begibt.
Unzeitgemäß beziehen die Autoren gerade in ihren kulturkritischen Pointierungen eine tragische Position, sofern sie, die Chancenlosigkeit feministischer Großalternativen fest im Blick, gleichwohl unerschütterlich in ihrer Patriarchatskritik auf verlorenem Posten ausharren.

Siegfried Gerlich

Das Buch zum Film

Martin Block, Birgit Schulz: *Die Anwälte. Eine deutsche Geschichte,* Köln: Fackelträger 2011. 315 S., 19.95 €

Dieses Buch ist eine herbe Enttäuschung. Eine deutsche Geschichte ist es jedenfalls nicht. Allenfalls ist es ein Buch über die Bundesrepublik, über die siebziger Jahre und das Problem, daß diese Zeit bis heute ein Teil ihres Wesens geblieben ist. Das Buch hat zwei Autoren, deren skurrile politische Korrektheit – wenn es um die von Schily und Ströbele angeblich beförderte »neue Kultur in der Politik« – und deren schwüles Raunen über die Abgründe menschlicher Existenz – wenn es um »die extrem rechten Äußerungen« des »lächelnden Demagogen Mahler« geht – es mit jedem pseudophilosophischen Machwerk aufnehmen können. Und doch finden sich auch Bilder in diesem Buch, Bilder von den extremen Randzonen jenes »roten Jahrzehnts«, in dem die drei Anwälte schicksalhaft aufeinandertrafen, deren Authentizität immer noch den Atem stocken läßt.



Um diese Wirklichkeitssignaturen herum beschreibt das Buch den Lebensweg der Anwälte Otto Schily, Horst Mahler und Hans-Christian Ströbele. Im ersten großen deutschen Terrorismusprozeß vor dem Berliner Kammergericht im Oktober 1972 verteidigten Schily und Ströbele ihren Kollegen Mahler. Der war von der Landsmannschaft Thuringia, einer schlagenden Verbindung, über die SPD und ihren damaligen Studentenverband SDS, deren Mitglieder er als Anwalt vertrat, gemeinsam mit Ströbele und dem Anwalt Klaus Eschen zunächst in einem »Sozialistischen Anwaltskollektiv« und schließlich nach der »Baader-Befreiung« beim Führungskader der RAF gelandet. Seine gutbürgerliche Existenz schrittweise hinter sich lassend, versteckt sich Mahler im Berliner Untergrund, bis im Juni 1970 eine erste Gruppe unter seiner Führung in den Nahen Osten aufbricht. Im Ausbildungslager begrüßen die palästinensischen Fedayin ihre deutschen Genossen mit Hitlerbildern, was diese »peinlich berührt«. Doch hier in Jordanien formiert sich die RAF, lernt mit Waffen und Sprengstoff umzugehen, trainiert Banküberfälle und wird im Bombenbauen und im Fälschen von Dokumenten geschult. Mahler wird nach 14 Jahren Haft entlassen. Ströbele und Schily haben sich inzwischen einen Namen als Terroristen-Anwälte gemacht, wobei das geplagte Gefängnispersonal in Stuttgart-Stammheim Schily bis heute für den »unangenehmsten und arrogantesten« der Anwälte hält. Der weitere Lebensweg der Herren darf als bekannt vorausgesetzt werden. Während Schily von den Grünen zur SPD wechselt, um schließlich fotogen als Polizeiknüppel schwingender Bundesinnenminister zu reüssieren, darf sich Ströbele als »linkes Gewissen« der Grünen fühlen, das seine Antibürgerlichkeit durch das bewußte Tragen von zwei verschiedenen Socken betont.
Horst Mahlers Weg führt zur NPD. Als deren Anwalt obsiegt er 2003 im Verbotsprozeß gegen die Partei über seinen Ex-Genossen Schily. 2009 wird der 76jährige wegen Holocaust-Leugnung zu zwölf (!) Jahren Haft verurteilt. Daß der Nationalsozialismus ein morscher Ast der deutschen Geschichte ist, auf den man sich nicht ohne Gefahr setzt, will er nicht einsehen. Man mag seine Ansichten und Äußerungen ge-

schmacklos und ahistorisch finden, doch daß weder die Autoren noch seine beiden ehemaligen Kollegen dieses Urteil, das eines Rechtsstaates unwürdig ist, kritisieren, ist das eigentlich Skandalöse an diesem Buch.

Werner Olles

Was macht die Kuh?

Franz-Ulrich Willeke: *Deutschland, Zahlmeister der EU. Abrechnung mit einer ungerechten Lastenverteilung,* München: Olzog 2011. 158 S., 19.90 €

Erst seit über einem Jahr sind Begriffe wie Haftungs- und Transferunion im Zusammenhang mit der EU in aller Munde. Die surrealen Summen, die für die sogenannten »Rettungsschirme« zur Verfügung gestellt werden, sind freilich nur die Spitze eines Eisberges, der sich bereits seit Jahrzehnten bildet. Trotz solcher immensen Anstrengungen zeichnet sich das Ende des Euro-Projektes am Horizont ab, worüber die Studien von Bruno Bandulet *(Die letzten Jahre des Euro)* Aufschluß geben. Daß darüber eine Debatte erst seit kurzer Zeit in angemessen kontroverser Weise geführt wird, ist ein Ergebnis der bekannten Tabuisierung durch politisch korrekte Medien, für die »Brüssel« eine Art Religionsersatz darstellt.

Mit Willekes Abhandlung liegt erstmals eine minutiöse Untersuchung über einen Gegenstand – die deutsche Zahleuropameisterschaft – vor, der bisher mehr gefühlt als rational erörtert wurde. Die Untersuchung behandelt primär die »ordentliche« Umverteilung. Sie führte unter anderem dazu, daß von 1991 bis 2008 den Nettozahlern Deutschland, Niederlande, Schweden und Luxemburg Lasten in Höhe von 75,9 Mrd. Euro aufgebürdet wurden. Der Autor räumt mit dem Märchen auf, Deutschland habe am meisten vom Euro profitiert, daher habe es die Rolle der Melkkuh gefälligst zu akzeptieren! Nirgendwo, so sein Plädoyer, steht geschrieben, daß es für eine exportstarke Nation einen Strafzins in Form von überhöhten Beiträgen an »Brüssel« geben müsse. Es ist verdienstvoll, wenn der Volkswirt unterstreicht, was der informiert-kritische Zeitgenosse ohnehin weiß: Deutschlands Ausfuhrstärke leidet seit der Euro-Einführung. Sein Wachstum schwächelt seither, anders als das zu DM-Zeiten der Fall war. Die zahlreichen Tabellen und Rechenexempel machen die Lektüre der Abhandlung gewiß nicht leichter. Freilich werden die Ungerechtigkeiten erst dann deutlich, wenn man die quantitative Dimension deutscher Nettobeiträge herausstellt, die sich immerhin auf 146 Mrd. Euro aufsummieren! Deshalb ist Willekes Abrechnung ein Muß für jeden, der die jahrzehntelange Schieflage kritisieren will.

Felix Dirsch

Humus, der fehlt

Hansjürg Stückelberger: *Europas Aufstieg und Verrat. Eine christliche Deutung der Geschichte,* München: MM-Verlag: 2011. 474 S., 22.50 €

Eine christliche Deutung der Geschichte vorzulegen, ist angesichts des enormen säkularistischen Gegenwindes ein mutiges Unterfangen. Gleichwohl kann sie an prominente Vorläufer anschließen. Die klassischen geschichtstheologischen Entwürfe aus der Feder Bossuets, de Maistres und anderer setzen den Humus eines in breiten Schichten des Volkes verwurzelten Christentums voraus. Das ist längst Vergangenheit!

Stückelberger wendet sich gegen die übliche Annihilation des Göttlichen als aktiven Faktor der Historie. Er verhehlt nicht, daß er den Aufstieg des Christentums bereits vor der sogenannten konstantinischen Wende, erst recht danach, für einen kulturgeschichtlichen Fortschritt hält. Selbst das Mittelalter versucht er in wichtigen Punkten zu rehabilitieren. Waren die Kreuzzüge pauschal verdammenswert? Stükkelbergers Meinung zufolge nicht, denn deren Hauptziel war der Schutz genuin christlicher Orte. Ähnliches betreiben die westlichen Staaten heute, wenn sie die Freiheit am Hindukusch verteidigen. Der Autor arbeitet die Relevanz des christlichen Gottesbildes für das neuzeitliche Freiheitsverständnis heraus, anschließend (im Kontrast dazu) die widerchristlichen Standpunkte von Descartes über Kant bis Marx. Vor diesem Hintergrund werden nicht nur die totalitären Greueltaten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verständlich, sondern gleichfalls aktuelle Krisensymptome. Sie finden allesamt ihre Wurzeln im Abfall vom christlichen Gott sowie der christlichen Ethik, was Stükkelberger mit vielen Belegen verdeutlicht. Das Argumentationsschema mag nicht besonders anspruchsvoll sein – was nichts über dessen Plausibilität besagt. Hervorgehoben sei die gute Lesbarkeit der Darstellung des im Ruhestand lebenden protestantischen Pastors.

Felix Dirsch

Die politische Rolle der Geisteskranken

Alexis de Tocqueville: *Erinnerungen,* Wien/Leipzig: Karolinger 2010. 328 S., 28 €

Alexis de Tocqueville gehört zu den unvermeidbaren politischen Denkern, das heißt, man kommt in der Analyse der Entwicklung der beiden letzten Jahrhunderte nicht aus ohne seine Bücher *Der Alte Staat und die Revolution* sowie *Über die Demokratie in Amerika.* Das erste liefert eine Analyse der Fehlentwicklungen des *ancien régime,* das hinter der Fassade eines allmächtigen monarchischen Sy-

stems jene Mißstände produzierte, die seinen Untergang und damit den des alten Europa zwangsläufig herbeiführten; das zweite entdeckt die Gesetze der ersten Massengesellschaft, von denen Tocqueville sicher annahm, daß sie auch für Europa Geltung erlangen würden. Zu den Stärken Tocquevilles gehörte seine Sachlichkeit. Die Herkunft aus dem Adel Frankreichs hat ihn nicht gehindert, die Fehler des Königtums ebenso deutlich zu sehen wie das Heraufkommen einer nivellierten Sozialordnung in der westlichen Welt oder den Antagonismus zwischen Amerika und Rußland. Dagegen wirft die übliche Kennzeichnung Tocquevilles als Liberaler gewisse Probleme auf. Das kann man besonders deutlich an seinen Erinnerungen ablesen, die endlich wieder in deutscher Übersetzung zugänglich sind. Leider behandeln diese Memoiren nur einen relativ kurzen Abschnitt im Leben Tocquevilles vom Untergang des Bürgerkönigtums bis zum Staatsstreich Napoleons III. Aber sie bieten damit Einblick in eine Entscheidungsphase der europäischen Geschichte, »dieser Epoche einer langen und zusammenhängenden Revolution«, die 1789 begonnen hatte und ihr Ende erst im 20. Jahrhundert finden würde. Tocqueville trat 1848 nicht nur als Abgeordneter der Nationalversammlung hervor, sondern diente seinem Land auch für kurze Zeit als Außenminister. Er war zwar kein Republikaner, sah aber die Unmöglichkeit der echten Restauration, den Triumph der Linken hielt er für vorübergehend, Anarchie betrachtete er als »Krankheit« der »alten Völker«, die schließlich durch Zwang geheilt werde: »… nach einem solchen Mißbrauch der Freiheit war eine Abkehr von ihr unvermeidlich«. Daß die neue Ordnung eine »Bastardmonarchie« sein sollte, behagte dem »begeisterten Verfechter der Freiheit« nicht, aber er nahm den Gang der Dinge mit Gelassenheit zur Kenntnis, gab sein Ministeramt auf und widmete sich wieder seinen Studien und der Schriftstellerei.

Der Reiz der Erinnerungen Tocquevilles liegt auch darin, daß sie politische und theoretische Erwägungen immer wieder mit Alltagsbeobachtungen kombinieren, in denen sich nicht nur das merkwürdige Nebeneinander von Normalität und Ausnahmezustand in revolutionären Zeiten spiegelte, sondern auch die Fähigkeit, in kleinen Szenen das einzufangen, was die Dinge im Großen bewegte. Etwa, wenn er die plötzliche Aufsässigkeit der Dienstboten schildert, die gewiß waren, daß bald die neue Zeit anbrechen würde, in der sie oben und die Herrschaft unten sein würde. Tocqueville hat den Sozialismus als politische Kraft nicht unterschätzt, denn er sah im Privateigentum das letzte Privileg, das die Revolution hatte bestehen lassen, aber er sah auch den Wahn, der seine Anhänger eigentlich antrieb. Dem Geisteszustand der Radikalen – etwa eines Auguste Blanqui – stellte er kein gutes Zeugnis aus: »Ich bin immer der Ansicht gewesen«, heißt es, »daß besonders in demokratischen Revolutionen die Narren, und zwar nicht die Leute, die man aus Höflichkeit so nennt, sondern wirkliche Geisteskranke, eine sehr beträchtliche politische Rolle gespielt haben. Mindestens ist das sicher, daß es in solchen Zeiten nicht schadet, sondern häufig zum Erfolge verhilft, wenn man halbverrückt ist.«

Karlheinz Weißmann

Sein Platz

Werner Bräuninger: *Odeonsplatz. Der Aufstieg eines Unbekannten,* Wien: Universitas Verlag 2011. 272 S., 22 €

Man könnte dem Buch *Odeonsplatz* trefflich den Vorwurf machen, geschichtswissenschaftlich von geringem Wert zu sein. Es fehlen zum Beispiel ein Anmerkungsapparat oder eine Aufarbeitung des bestehenden Forschungsstands. Auch durchziehen subjektive Annahmen, Konjunktive und Überlegungen zu möglichen alternativen Geschichtsverläufen die Schilderung über Hitlers Reifezeit. Vergleicht man das Buch etwa mit Bräuningers investigativen Forschungen zur systemimmanenten Opposition in der NS-Zeit, so gehört *Odeonsplatz* historiographisch nicht zu seinen besten Arbeiten. Indes, Bräuninger weist in seinem Nachwort deutlich darauf hin, daß er mit seinem neuesten Buch keine wissenschaftliche Arbeit vorzulegen gedachte, sondern eine Art Großessay zur Person Adolf Hitlers. Das läßt das Werk in anderem Licht erscheinen. Bräuninger versucht eine gefühlte Annäherung an jene historische Gestalt. Abseits der zahlreichen bestehenden Einzeluntersuchungen und jenseits von Totalverdammung und Apologie ist Bräuninger also darum bemüht, dem Leser das Werden und Wirken jenes kometenhaft aufgestiegenen Volkstribuns erzählerisch nahezubringen. Manche Formulierung mag dem einen Leser pathetisch erscheinen, dem anderen sensibel und einfühlsam. Insgesamt ist dem Autor der Versuch aber durchaus gelungen. Werden, Festigung und Fall werden mit einem *genius loci,* dem Münchner Odeonsplatz eben, verbunden. Hier lauschte der junge Hitler im August 1914 der Verkündung der Mobilmachung zum Ersten Weltkrieg. Hier scheiterte 1923 sein Putschversuch, hier führte er 1933 einen Erinnerungsmarsch durch. Und während Hitler seinem Leben 1945 ein Ende setzte, eroberte gleichzeitig die US-Armee jenen Platz, an dem Bräuninger den Anfang dieses Lebenskreises ausmacht. Der Autor selbst scheint nun zum Zentrum seiner ganz persönlichen Abarbeitung vorgestoßen zu sein. Ein zweiter Band ist angekündigt. Und wenn Bräuninger damit nicht zurück zur Wissenschaft gehen möchte, ist zu hoffen, daß er dann den Weg ins einfühlende Essay, ja in die Belletristik, noch konsequenter und poetologisch radikaler geht.

Claus-M. Wolfschlag

Campus als Ort der freien Rede

Vor gut einem Jahr kam eine »unter Verschluß« gehaltene Studie ans Licht, die Sozialwissenschaftler bereits 2007 durchgeführt hatten. Per Fragebogen hatte man ermittelt, daß sich unter den studierenden Offizieren der Bundeswehruniversitäten die Ideen der »Neuen Rechten« großen Zuspruchs erfreuten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß eben diese Sozialwissenschaftler die neue Ausgabe der *Campus. Zeitung des studentischen Konvents* der BW-Uni München mit feuchten Fingern durchgeblättert haben. Was den Forschern dort dargeboten wird, dürfte ihre kühnsten Erwartungen übertreffen – und gleichzeitig enttäuschen. Einerseits lesen sie Kritik am »Staatsbürger in Uniform« und die Forderung nach der Nation als Grundlage eines neu zu formulierenden Leitbilds. Andererseits müssen sie enttäuscht zur Kenntnis nehmen, daß sich diese Debatte nicht in obskuren Hinterzimmern entspinnt, sondern offen ge-



führt wird. Die neue Offenheit ist dem Chefredakteur Martin Böcker geschuldet, der als Autor von *Junge Freiheit* und *Sezession* über das notwendige Rüstzeug verfügt, um Gegenwind auszuhalten. Gleich die Eingangssätze des Editorials weisen die Richtung: »Wann hat der deutsche Offizier die Möglichkeit, einen wirklich unbequemen Standpunkt frank und frei zu äußern, ohne dabei Laufbahnnachteile zu riskieren? Als General a. D.? Vielleicht. Sicher jedoch als studierender Offizier unter dem Schutz der Pressefreiheit. Diesen Umstand werden wir schamlos ausnutzen.« Und so finden sich auf den 42 Seiten ein Interview mit Michael Wolffsohn über die (womöglich gar nicht beklagenswerte) »Ossifizierung« und »Einsatzbereitschaft« der Bundeswehr, die erwähnte Kritik am gegenwärtigen Leitbild der Bundeswehr und vor allem auch eine kontroverse Debatte über »Frauen in der Bundeswehr«, die sich nicht zuletzt auf eine Studie des Instituts für Staatspolitik bezieht. Daß nicht jedem diese neue Debattenkultur innerhalb der Bundeswehr schmeckt, kann im Editorial dieser *Sezession* nachgelesen werden.

Unter www.campus-unibw.de kann die streitbare Zeitschrift heruntergeladen werden.

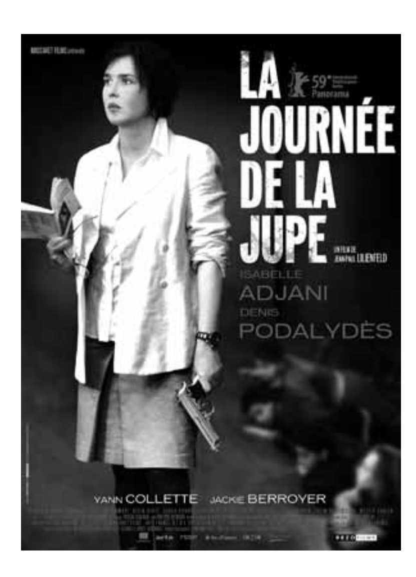
Das antisemitische Grundrauschen unserer Gesellschaft

Daß in Israel dieser Witz kursiere, lesen wir in der aktuellen Sonderausgabe der üblicherweise zweimonatlich erscheinenden, unabhängigen jüdischen Zeitschrift *Der Semit:* »Wer ist ein Antisemit? Jemand, der Juden haßt, mehr als es erwartet wird. Und wer ist ein Philosemit? Jemand, der Juden liebt, mehr als es nötig ist.« Abraham Melzer widmet sich jenen »Philosemiten«, die mit ihren Redebeiträgen am 25. Mai eine »Aktuelle Stunde« des Bundestags füllten. Beantragt wurde sie von den Fraktionen CDU/CSU sowie der FDP, Grund waren mutmaßlich tiefsitzende antisemitische Tendenzen auf seiten der »Linken«, Anlaß jene Abgeordneten, die sich beim Besuch des israelischen Staatspräsidenten Schimon Peres nicht zu dessen Ehrung von ihren Plätzen erhoben. Melzer, jüdischer Antizionist mit notorischer Abneigung gegen Henryk M. Broder, liefert nicht nur ein höchst lesenswertes Protokoll jener »Aktuellen Stunde«, er kommentiert die einzelnen Redebeiträge auch in gewohnt schäumender Weise. Denn, »womit kann man heute in diesem Land jemanden am besten mundtot machen? Natürlich mit dem Vorwurf des Antisemitismus.« Peres verdiene als Vater der israelischen Atombombe, als in eigenem Lande verachteter Nationalist und Rassist schlicht »keine ›standing ovantions‹ im deutschen Parlament, doch leider haben das nur wenige Abgeordnete der Linkspartei erkannt.« Die meisten anderen Politiker litten an »einer Krankheit, die Philosemitismus genannt wird, die aber eine Zwillingsschwester des Antisemitismus« sei. »Beide Krankheiten bewirken eine Sonderbehandlung Israels …, und von Sonderbehandlungen haben wir Juden … die Nase voll.« Die scharfen Töne von Hans-Peter Uhl (CSU; »auch heute gibt es ein antisemitisches Grundrauschen in unserer Gesellschaft … verkleidet als Kritik an Israel«), Christian Lange (SPD; »Antisemitismus findet man nicht nur an den Rändern der deutschen Parteienlandschaft, sondern auch in deren Mitte«), Patrick Lange (FDP; »Schauen Sie sich mal an, wie andere Fraktionen mit Leuten, die Fehler gemacht haben, umgegangen sind! Da wurde bereinigt (sic!). Da standen plötzlich an der Seite Einzelstühle. Da wurden Leute aus der Fraktion hinausgeworfen. Das vermisse ich sehr«) und nicht zuletzt von Philipp Mißfelder (CDU) konterkarieren Melzers Wunsch aufs trefflichste.

Die 56seitige Ausgabe des *Semit,* eines »Diskussionsforums für Menschen mit eigener Meinung«, kostet 5 €, Tel: 06102/36 87 68, www.dersemit.de

Heut trag' ich Rock

In der Berliner Theaterszene war es der Renner der Spielzeit 2010/11: Nurkan Erpulats Stück »Verrücktes Blut«, gegeben vor durchgehend ausverkauften Plätzen im Ballhaus Naunynstraße. Daß »Thilo Sarrazin so schnell die Bühne erobert« (Andreas Rossmann in der *FAZ*), wunderte manchen Kritiker. Die Hauptfigur, eine Lehrerin, versucht ihrer disziplinlosen, multikulturellen Schülerschaft gerade Friedrich Schiller und seine idealistischen Vorstellungen vom klassischen deutschen Theater nahezubringen, als ihr



in einem Gerangel eine Pistole in die Hände fällt, eine echte. Kurz zögert sie, dann nimmt sie ihre Schüler als Geiseln und zwingt sie mit vorgehaltener Waffe, auf die Schulbühne zu treten und zu spielen. Die Verachtung, die bislang sie selbst getroffen hat, gibt sie zurück an die Kerle, deren Beitrag zum Unterricht darin bestand, zu rüpeln und sich an den Genitalien zu kratzen. »Wer soll glauben, daß ihr keine Affen seid, wenn ihr nicht mal das schöne deutsche Wort Vernunft aussprechen könnt?« Weniger schrill, statt dessen von subtilerer Drastik ist der Film *La journée de la jupe* (2009) von Paul Lilienfeld, der die Grundlage darstellt, auf der das Theaterstück basiert. Isabelle Adjani spielt die verständnisvolle, aber durchsetzungsschwache Lehrerin, die erst durch die Waffe zur Autoritätsperson wird und damit ihren Stoff – hier ist es Molière – durchsetzt. Als sich ein Schuß löst – das Klassenzimmer hat sie verbarrikadiert –, gehen Rektor und Kollegen von einer Geiselnahme aus. Polizei rückt an, Eltern, am Ende selbst die Erziehungsministerin. Unterdessen hat drinnen die Lehrerin die Pistole aus der Hand geben müssen und bezieht Prügel. Bis die einzige weiße Schülerin ihr Schützenhilfe gibt und die Waffe auf den Mob richtet: »Ich kann das nicht mit ansehen – ich war vier Jahre alt, da haben sich Farbige auf der Straße auf meine Mutter gestürzt und haben sie vor meinen Augen immer wieder geschlagen, ich kann das nicht mit ansehen!« Via Handy fordert die Lehrerin von der Polizei eine Verhaftung des Rädelsführers und daß es »einen Tag des Rocks« an den Schulen geben soll, »damit Mädchen und Frauen auch wieder einen Rock tragen können.« Die Erziehungsministerin traut ihren Ohren nicht (»Frauen haben jahrhundertelang gekämpft, um Hosen tragen zu können!«), und der Befehl wird gegeben, das Zimmer zu stürmen. Es wird Tote geben. Die DVD (88 Minuten, ca. 14 €) ist leider nur auf französisch erhältlich.

80 Jahre »Soldaten sind Mörder«

Radikale Pazifisten halten »Soldat« für ein Apronym, das aufgeschlüsselt bedeute: »Soll ohne langes Nachdenken automatisch töten«. Am 4. August ist es achtzig Jahre her, daß Kurt Tucholsky in der Berliner *Weltbühne* unter einem seiner Pseudonyme der Aussage »Soldaten sind Mörder« zur Spruchreife verhalf. Die Debatte ist viel älter; schon der Aufklärer und Wörterbuchschreiber Johann Heinrich Campe wollte den Begriff »Menschenschlächter« in den Sprachgebrauch einführen. Carl von Ossietzky als verantwortlicher Redakteur wurde vor Gericht gestellt, doch freigesprochen, ausgestanden war die Sachlage aber auch für die folgenden Jahrzehnte nicht. Heerscharen von Linguisten und Juristen arbeiteten sich an der Frage der Strafwürdigkeit der Aussage ab. Martin Niemöllers Behauptung (1959), daß die Ausbildung von Soldaten im Atomzeitalter eine »Ausbildung zum Massenmord« und die »Hohe Schule für Berufsverbrecher« sei, blieb ohne Anklage. Zu einem Freispruch führte 1970 auch die Verhandlung aufgrund der Darstellung eines auf ein Bajonett gespießten Säuglings mit dem Untertext: »Geh zur Bundeswehr, lerne schlachten«. Unvergessen auch das Poem des Komikers Wiglaf Droste, der ein Gedicht »Sind Soldaten Faxgeräte?« betitelte: »Mörder darf man sie nicht nennen / Denn Soldaten sind sensibel / Legen Hand auf Herz und Bibel / Fangen dann noch an zu flennen: / ›Ihr sollt uns nicht Mörder nennen!‹« 1995 entschied das Bundesverfassungsgericht, daß jedermann unbehelligt Soldaten als Mörder bezeichnen darf – sofern er seine Aussage abstrakt hält und nicht konkrete Personen oder Institutionen verunglimpft. Als 2010 hingegen ein Linken-Politiker in einem Zeitungsartikel von deutschen »Mördersoldaten« in Afghanistan schrieb, wurde er zu einer Geldstrafe verurteilt.

Trinker, Waldgang und Kosaken

Das Hörbuch führte jahrzehntelang ein Nischendasein. Nur wer Stadtbibliotheken gründlich durchstöberte, stieß zu der Ecke vor, in der Tonbänder mit eingelesenen Geschichten und ganzen Romanen und Hörspiele lagerten. Mitte der Neunziger trat das Hörbuch dann seinen Siegeszug an: Die CD reduzierte das Format und machte alles handhabbar, und wer den Trend witterte, gründete einen Verlag oder wenigstens eine neue Sparte und stecke seinen Claim ab.
Heute scheint das Land aufgeteilt. Scheint! Man reißt die Augen auf, wenn man das Programm

der jungen, ganz auf Hörbücher konzentrierten Edition Apollon studiert: Kann es möglich sein, daß keiner der großen Verlage den Roman *Der Trinker* von Hans Fallada einlesen ließ, wo Fallada doch gerade noch einmal neu entdeckt wird, vor allem im Ausland? Es ist möglich, und so ist *Der Trinker* nun also in Königs Wusterhausen bei Edition Apollon erschienen: Sechs CDs (602 min, 24.99 €) liegen in einer famos gestalteten Box – Rotweinränder abgestellter Gläser führen gleich ins Thema ein. Die Stimme Christian Melcherts spielt über Stunden mit den guten Vorsätzen, der Verzweiflung, der Weinseligkeit und der herrischen Unlogik des Falladaschen Säufers von Format.









Nun hat der Verlag sich Ernst Jüngers *Waldgang* angenommen. Er ist in vollständiger Lesung (200 min, 23.99 €) jüngst bei Edition Apollon erschienen, und wer schon einmal mit den Gralshütern des Jünger-Nachlasses über die Abdruckrechte eines Werks oder Briefs oder Bilds verhandelt hat, der weiß, daß die Hörbuch-Verleger ein Schlupfloch gefunden haben müssen. Hoffentlich wird es nicht verstopft, wir entbehren noch der *Stahlgewitter* und des *Wäldchens 125* und vor allem des Leutnants Sturm, alles eingelesen und ähnlich wunschlos gut gestaltet wie nun zunächst *Der Waldgang*. Aber: Man möchte dann einen anderen Sprecher hören. Thomas Arnolds Stimme gibt dem Jüngerschen Waldgänger, dem Widerständigen keine rechte Glaubwürdigkeit, sie ist einen bißchen zu wenig weise, ein bißchen zu sehr – BRD.

Der Waldgang ist kein bißchen BRD, sondern jenseits der Systeme. Er ist nicht leicht zu lesen, nicht gerade vertrackt, aber hintergründig. Vor allem ist er souverän. Und natürlich gewöhnt man sich auch an eine Stimme, die nicht ganz paßt, zumal Arnold sich einschwingt.

Die Lesung der *Kosaken* von Leo Tolstoi hat man André Beyer anvertraut – eine glänzende Wahl. Tief, satt ist die Stimme, die den Hörer in den Kaukasus zieht, dorthin, wo Tolstoi einen Teil seiner Offizierszeit verbrachte: *Die Kosaken* (408 min, 21.99 €) gehört zu seinen weniger bekannten Werken, und es ist – durch diesen Sprecher – zu einem großen Ton geworden: Man freut sich auf den Winter, auf die Vorlesezeit. *Trinker, Waldgang* und *Kosaken* – bei Edition Apollon ist ein Kenner am Werk. Man findet mehr von ihm unter www.edition-apollon.com.

Christentum und NS

Das übliche Bild der katholischen Kirche in der NS-Zeit wird von der Vorstellung geprägt, daß sie, wenn schon kein Hort des Widerstands, dann doch eine Art Volksopposition war. Deren Spektrum reichte von den glaubenstreuen Bauern, die ihre Parteibücher zurückschickten, nachdem man die priesterliche Weihe ihres Dorfgemeinschaftshauses verboten hatte, bis zum »Löwen von Münster«, Clemens Graf Galen, der die Mächtigen in öffentlicher Predigt angriff. Ohne Zweifel hat diese Darstellung vieles für sich, und es geht Manfred Müller, dem Verfasser der vorliegenden Studie zum Thema *Der Traum vom christlichen Nationalsozialismus* (München: Kultur- und Zeitgeschichte – Archiv der Zeit 2011. 73 S., zahlreiche SW-Abb., 6.50 €) keinesfalls um dessen Demontage. Eher möchte er das übliche Bild ergänzen und die in den Hintergrund gedrängte nationalkatholische Tradition Deutschlands wieder ins Gedächtnis rufen. Zu Recht weist Müller darauf hin, daß diese Strömung während der Zwischenkriegszeit nicht nur in den Laienverbänden, etwa der katholischen Jugendbewegung, eine wichtige Rolle spielte, sondern auch in den Reihen der Hierarchie Befürworter fand. Das gilt in besonderem Maß, aber nicht ausschließlich, für den deutschösterreichischen Klerus, der sich stärker als der reichsdeutsche in der Funktion des »Brückenbauers« sah, um nach dem Anschluß für eine Integration der »Ostmark« in den deutschen Gesamtstaat Sorge zu tragen. Daß dabei Illusionen den Blick auf die Realität verstellten, betont Müller ausdrücklich, zumal man es auf der Seite der NS-Führung nur mit abgefallenen Katholiken (Hitler, Himmler, Goebbels) und lauen oder abgefallenen Protestanten (Göring, Rosenberg, Darré) zu tun hatte. Obwohl das Projekt eines »christlichen Nationalsozialismus« also von Anfang an keine Chance auf Verwirklichung hatte, wird man den Wert von Müllers kluger Arbeit nicht geringschätzen dürfen. Das gilt auch, weil er manchen Fund präsentiert, der die Lektüre des Bändchens in jedem Falle lohnend macht; hingewiesen sei auf die (in Anmerkung 15 versteckten) Daten zur Biographie Eugen Kogons, der zu den einflußreichen Köpfen des frühen »Antifaschismus« der Nachkriegszeit gehörte. Bevor Kogon sich als »Brückenbauer« zwischen Katholizismus und der Linken Westdeutschlands betätigte, gehörte er zum Umfeld der Spann-Schule in Wien, sympathisierte ab 1932 mit dem Nationalsozialismus und gab ein von ihm selbst voller Stolz als »katholisch-faschistisch-antisemitische Zeitung« bezeichnetes Blatt heraus; die Inhaftierung im KZ nach 1938 war Folge seines Eintretens für den autoritären Ständestaat der Ära Dollfuß-Schuschnigg und hatte nicht etwa mit demokratischen Überzeugungen zu tun.

Sezession

Überblick 2011, 9. Jahrgang

Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch-kulturelle Zeitschrift. Gebildet, widerborstig und konservativ zu sein, ist das Gebot der Stunde: Wer einigermaßen wachen Auges und Geistes in Deutschland lebt, wird nach rechts blicken, wo verantwortungsbewußt gedacht und argumentiert wird.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechsmal im Jahr auf jeweils 60 Seiten – dreimal thematisch gebunden, dreimal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik herausgegeben, unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (ViSdP), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

Presse über uns

- eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

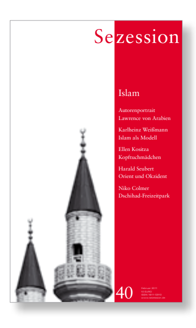
Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

- 45 € im Normalbezug,
- 30 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- 75 € im Förderabonnement,
- 55 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2011

Neuabonnenten erhalten als Prämie das Interview-Buch *Deutschland auf Augenhöhe* mit General Schultze-Rhonhof (Ladenpreis 12 €).

Sezession
Rittergut Schnellroda
D–06268 Steigra



Heft 40 / Februar / 10 €
Themenheft »Islam«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Lawrence von Arabien

Ellen Kositza
Kopftuchmädchen

Harald Seubert
Orient und Okzident

Karlhein Weißmann
Islam als Modell



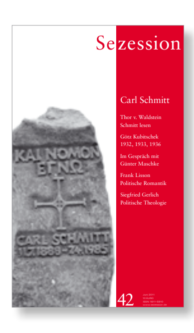
Heft 41 / April / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Karlheinz Weißmann
Intellektueller Verrat

Interview mit
Hans Mathias Kepplinger

Thorsten Hinz
Rechts ist noch Platz

Thomas Bargatzky
Ist Kultur schädlich?



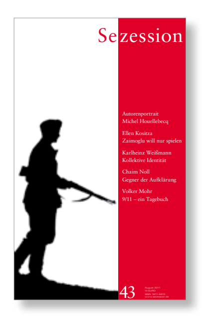
Heft 42 / Juni / 10 €
Themenheft »Carl Schmitt«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Thor v. Waldstein
Schmitt lesen

Götz Kubitschek
1932, 1933, 1936

Im Gespräch mit
Günter Maschke

Frank Lisson
Politische Romantik



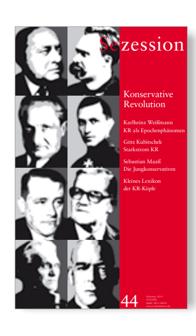
Heft 43 / August / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Michel Houellebecq

Ellen Kositza
Zaimoglu will nur spielen

Karlheinz Weißmann
Kollektive Identität

Chaim Noll
Gegner der Aufklärung



Heft 44 / Oktober / 10 €
»Konservative Revolution«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Karlheinz Weißmann
KR als Epochenphänomen

Götz Kubitschek
Starkstrom KR

Sebastian Maaß
Die Jungkonservativen

Kleines Lexikon
der KR-Köpfe



Heft 45 / Dezember / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
C.S. Lewis

Martin Lichtmesz
Amerikanische Freiheit

Siegfried Gerlich
Linke und Nation

Ellen Kositza
Hallo, Prof.!

Es lebt, wer dem Verlust durch
Verzicht vorauseilt.

(Volksweisheit)